

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

ISSN 0479-611 X.

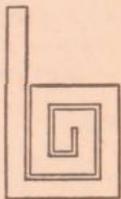
B 12/81
21. März 1981

Karl Jokisch
Zigeuner —
Fremdgebliebene unter uns

Das Leben
des Herrn Steinberger

Karl Jokisch, Dr. phil., geb. 1925; Studium der Pädagogik, Philosophie und Völkerkunde; Lehrtätigkeit an den Universitäten Bonn und Köln im Bereich der Erziehungswissenschaft, insbesondere der Behindertenpädagogik und der Völkerkunde.

Veröffentlichungen u. a.: Die Differenz von gesprochener und geschriebener Sprache und ihre Bedeutung für die pädagogischen und didaktischen Konzeptionen der Schule für Lernbehinderte, in: VHN 1976, Heft 4, S. 332ff.; Der mögliche Beitrag der Kulturanthropologie zu einer Theorie heilpädagogischer Erziehung, Luzern 1977; Grundlegende Aspekte einer Geistigbehindertenpädagogik, in: Th. Hoffmann, Beiträge zur Geistigbehindertenpädagogik, Rheinstetten 1979; Leselehrgang in Romanes (mit U. Bödeker und D. Knackert), Köln 1979; Zigeunertreffen am Hardtwald, Manuskript für eine Sendung des WDR 1977.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Leitender Redakteur: Dr. Klaus W. Wippermann (i. V.).
Redaktion: Paul Lang, Dr. Gerd Renken.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 61—65, 5500 Trier, Tel. 0651/46171, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 12,60 vierteljährlich (einschließlich DM 0,77 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Zigeuner — Fremdgebliebene unter uns

Wer über Zigeuner Informationen an die Öffentlichkeit liefert, muß bedenken, daß es sich dabei um ethnische Gruppen handelt, die in großer Bedrängnis leben. Man ist dabei nicht in der ‚beneidenswerten‘ Lage wie die Ethnologen um die Jahrhundertwende, die mit allgemein gebilligter Wißbegierde Ethnien erforschten und ihre Ergebnisse mit wissenschaftlichem Stolz als von ihnen im Rahmen ihrer Disziplin entdecktes Neuland ausbreiteten. Gewiß, mit den Zweifeln an den Auswirkungen der Zivilisation und mit der Kritik an der Kolonialgeschichte ist auch hier die ethnologische Forschung in eine ambivalente Situation geraten.

Die Zigeuner jedoch leben vor unserer Haustür. An ihrem Schicksal wirken wir alle in direkter Form mit, gerade auch dann, wenn wir für sie kein Interesse aufbringen. Diese bedauernde Situation der Zigeuner von Isolierung und Verfolgung währt jetzt fast ein Jahrtausend. Es darf nicht Wunder nehmen, daß sie im Laufe der Jahrhunderte Überlebens-techniken entwickelt haben, die — abgesehen von den Gegensätzen, die aus dem Unterschied ihrer eigenen Tradition und ihrer Kultur zur jeweils angetroffenen Wirtskultur entspringen — sie in Widerspruch mit geltenden Gesetzen bringen, besonders dort, wo diese Gesetze bzw. deren Auslegung gegen sie gerichtet sind. Es ist ihre von Generation zu Generation immer neu bestätigte Erfahrung, die sie sich zurückziehen läßt und ihre Bereitschaft, Informationen von und über sich an Nichtzigeuner weiterzugeben, einschränkt.

Erfahrung mit und über Zigeuner kann nur derjenige sammeln, der ihr Vertrauen gewonnen hat, der über das Interesse des Forschers hinaus an ihrem Schicksal teilnimmt. Denn es

erhebt sich immer wieder neu die Frage, was mit den Ergebnissen der Forschung geschieht, wenn die Forschung zu Ende ist. Der Name Eva Justin sitzt den älteren Zigeunern noch heute wie ein Schrecken in den Gliedern. Aufgrund ihrer Kontakte zu Zigeunern und der Beherrschung ihrer Sprache erhielt sie Informationen, die es ihr ermöglichten, für das Reichsgesundheitsamt bei der Erfassung „ortfremder Sippen“ mitzuwirken. Sie schuf damit die „wissenschaftlichen“ Voraussetzungen für die spätere Vernichtung der Zigeuner. Damit sind sowohl der Forschung als auch der Weitergabe der gewonnenen Erfahrungen Grenzen gesetzt, um die berechtigten Lebensinteressen der Zigeuner zu schützen.

Vor drei Jahren besuchte ich mit zwei deutschen Zigeunern die Stationen ihres Leidensweges unter der Nazi-Herrschaft in Polen. Ein Besuch in Maidanek ist wie der Durchgang durch einen Nullpunkt, ohne Wenn und Aber; viele Zigeuner, die heute oft unbeachtet und nahezu verachtet neben uns leben, sind lebende Zeugen jenes furchtbaren Geschehens.

Inzwischen sind Wiedergutmachungsgesetze erlassen worden, die von den Betroffenen eine Darstellung ihrer Schrecken und Leiden verlangen. In unverständlicher Weise blieben viele Ansprüche der Zigeuner unberücksichtigt, und sie sind gezwungen, lauter als bisher ihre Rechte zu vertreten. Es ist ihre schmerzliche Erfahrung, daß etwa im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit von den meisten deutschen Politikern, die höchsten Repräsentanten eingeschlossen, Zigeuner als Opfer des Faschismus ungenannt bleiben.

Doch wer sind die Zigeuner?

Zur Geschichte der Zigeuner

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang zuerst einmal die Frage nach ihrem Ursprung zu stellen. Aufgrund ihrer schriftlosen Tradition findet sich keine kultur- bzw. zigeunereigene Geschichtsschreibung.

Um den historischen Verlauf nachzuzeichnen, ist man einmal auf Dokumente und Quellen der Wirtsvölker angewiesen. Zum anderen

wurden durch Vergleiche der Zigeunersprache, des Romani, mit indischen Dialekten insbesondere der Nordwesten Indiens, die Uferregionen des Indus und die an Afghanistan angrenzenden Gebiete als Heimat der Zigeuner in Betracht gezogen. Forschungen von Vania Kochanowski in der Region von Delhi haben Ähnlichkeit zwischen dem Romani und den

dort einheimischen Dialekten ergeben. Diese Ergebnisse wurden durch anthropologische Forschungen ergänzt. Eine andere Hypothese bringt die Zigeuner mit dem Stamm der Dom im Pundjab in Beziehung, wo sie möglicherweise seit dem 6. Jahrhundert gelebt haben. Ihr erster großer Aufbruch nach Westen wird von verschiedenen Autoren mit dem Vorstoß der Mongolen unter Dschingiskhan zwischen 1155 und 1227 und unter Tamalan um 1370 in Zusammenhang gebracht. Von dem persischen Dichter Firdusi wird in einem um das Jahr 1000 entstandenen Buch eine Gruppe von Musikern aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert erwähnt, die sich wahrscheinlich mit den Zigeunern identifizieren lassen. Damit hätten die Zigeuner bereits im 5. Jahrhundert auf ihrem Zug nach Westen Persien erreicht.

Sprachwissenschaftliche Forschungen im 18. und 19. Jahrhundert — herausragend die Untersuchung von August Friedrich Pott — haben die Verwandtschaft des Romani mit dem Altindischen (Sanskrit) aufgedeckt und damit die Annahme, Indien sei ihr Herkunftsland, bestärkt.

Einige Autoren, wie z. B. Clebert, sind der Ansicht, daß die Zigeuner aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu unteren Kasten unter dem Druck der anderen gesellschaftlichen Gruppen zu leiden hatten und daraufhin auswanderten. Die augenscheinliche Verwandtschaft der Zigeuner mit den indischen Volksstämmen der Luri und Dom, die zu den unteren Kasten zählen, legt diese Vermutung nahe. Unter den Zigeunern selbst habe ich gelegentlich die Meinung angetroffen, ihre indischen Vorfahren hätten einem räuberischen Stamme angehört, gegen den sich die Nachbarstämme zum Schutz vor Überfällen zusammengeschlossen und ihn aus seinem Lebensraum vertrieben hätten.

Aber diese Geschehnisse am Anfang ihrer Geschichte bleiben im Dunkeln. Angesichts der Tatsache, daß die verschiedenen Zigeunergruppen durch den Wandel der Zeiten soviel von dem Eigencharakter ihrer Ethnie bewahrt haben und dieser auch in der Gegenwart Grundlage für eine Neuentfaltung sein kann, erscheint es legitim, aus der Gegenwart gewisse Rückschlüsse auf die Vergangenheit anzustellen. Man bezeichnet die Zigeuner oft als Nomaden. Jedoch Nomaden sind Viehzüchter, die als Nichtseßhafte oder zumindest periodisch Nichtseßhafte mit ihren Herden ziehen. Die Zigeuner haben mit den Nomaden ausschließlich die Nichtseßhaftigkeit gemeinsam. Es ist weiterhin zu bedenken, daß es sich um mehrere Auswanderungswellen gehandelt hat, niemals um einen einheitlichen großen

Zug, sondern um die Abwanderung einzelner Gruppen. Entsprechend dem Zeitpunkt ihres Eintreffens könnten sie verschieden günstige Lebensbedingungen angetroffen haben.

Der Verlauf der Wanderzüge nach dem Verlassen Indiens läßt sich rekonstruieren anhand der Lehnwörter, die mit längeren oder kürzeren Aufenthalt bei den verschiedenen Wirtsvölkern aus den einheimischen Sprachen in das Romani aufgenommen wurden. Die Untersuchungen des Wiener Philologen Franz Xaver von Miklosichs förderten aufschlußreiche Ergebnisse zu dieser Frage zutage. Danach folgte dem Aufbruch aus Indien, wie schon oben erwähnt, ein längerer Aufenthalt in Persien unter der Dynastie der Sassaniden, die ihnen feste Wohnsitze am unteren Euphrat überließen. Später schlossen sich die Zigeuner wohl den eindringenden Arabern an und verließen ihre Wohnplätze erneut. Die Wanderung führte nach Konflikten mit der seßhaften Bevölkerung weiter nach Armenien und Kleinasien, wo sie in Verbindung zu der Sekte der Atsinganos — einer häretischen Bewegung, die wegen ihrer magischen Praktiken bekannt war — gerieten. Von dem Namen jener Sekte leitet sich das deutsche Wort Zigeuner, das italienische Cingani, das portugiesische Cigano und auch das französische Tsiganes ab.

Ein Teil der Zigeunergruppen schlug die Richtung nach Norden zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer ein und gelangte in das Gebiet des heutigen Rußlands. Eine andere Gruppe folgte dem Nordufer des Schwarzen Meeres und zog dann weiter durch Osteuropa, um von Osten her das Gebiet des heutigen Finnlands zu erreichen. Andere Gruppen gelangten in die Küstengebiete der Ostsee. Starke Gruppen durchquerten Kleinasien und kamen über den Hellespont nach Europa. Dabei wurde der Balkan, insbesondere Griechenland und Rumänien, zu einer Art Sammelbeken und zweiten Heimat der Zigeuner, von wo aus sie sich ständig weiter in einzelnen Gruppen nach Mittel- und Westeuropa in Bewegung setzten. Ein weiterer Zweig wählte die Richtung nach Südwesten durch Syrien, die nordafrikanische Küste entlang, um dann über die Straße von Gibraltar die südlichen Regionen Spaniens zu erreichen, wo er insbesondere in Andalusien ein bestimmendes Element in der Bevölkerung wurde. Über den Zeitpunkt ihres ersten Auftretens gibt es ebenfalls eine Reihe historischer Quellen aufseiten der Wirtsvölker:

— 1322 in Kreta

— 14. Jahrhundert Attika, Pelepones, Moldau

— 1416 Kronstadt (Siebenbürgen)

- 1417 Zürich, Magdeburg, Lübeck
- 1418 Straßburg, Frankfurt
- 1419 Sisteron in der Provence
- 1420 Deventer/Holland
- 1422 Bologna (später nach Rom)
- 1424 Basel, Regensburg
- 1427 Paris
- 1429 Arnheim, Geldern
- 1430 Metz (wahrscheinlich auch England)

- 1433 Dänemark
- 1477 Barcelona
- 1428—1487 Galizien (Polen)
- 1551 von Westen nach Polen
- 1512 Stockholm
- 1559 Versuch über Aland-Insel nach Finnland
- 1584 Abo
- 1597 Nyslott

Die heutige Verbreitung

Im 19. Jahrhundert wagten sie das Abenteuer über den Atlantischen Ozean und gelangten zunächst nach Mittelamerika und die nord-westlichen Gebiete von Südamerika, später

auch nach Nordamerika. Ihre heutige Verbreitung sollen einige statistische Angaben verdeutlichen:

(nach Colinon) (insgesamt 3 Millionen, davon die Hälfte in Europa)	(nach Puxon) (insgesamt 2—7 Millionen)
Bundesrepublik Deutschland 20 000	Griechenland 90 000
Belgien 1 000	Bundesrepublik Deutschland 50 000
Frankreich 120 000	Frankreich 230 000
Großbritannien 100 000	(115 000 nom.)
Italien 80 000	60 000
Spanien 180 000	(20 000 nom.)
UdSSR 130 000	(45 000 nom.)
Rumänien 200 000	(35 000 nom.)
Ungarn 240 000	(25 000 nom.)
Bulgarien 150 000	(5 000 nom.)
CSSR 150 000	Spanien 700 000
Polen 18 000	(500 000 Gitanos)
Jugoslawien 160 000	Jugoslawien 700 000
Nordamerika 100 000	Südosteuropa insgesamt 4 000 000
Iran 100 000	Ungarn 500 000
	(65 000 in Budapest)
	CSSR 400 000
	(30 000 nom.)
	Bulgarien 450 000
	Rumänien 650 000
	UdSSR 500 000
	(12 000 in Sibirien)
	Kleinasien 60—250 000

nom. = nomadisierende Gruppen

Die Zahlen von Puxon beinhalten auch nichtzigeunerische nomadisierende Gruppen.

Der Vergleich beider Übersichten zeigt sehr unterschiedliche Zahlenangaben und weist auf die Schwierigkeit einer genauen Erfassung hin. Dafür gibt es eine ganze Reihe von Ursachen: Manche Länder erfassen in ihrer offiziellen Statistik nur die Zigeunergruppen, die nicht die jeweilige Staatsbürgerschaft besitzen, bzw. betrachten Zigeuner mit Staatsbürgerschaft offiziell nicht mehr als Zigeuner, was auch mit deren eigenem Selbstverständnis als

Angehörige einer an den Rand gedrängten Minderheit erklärt werden kann. Es ist nicht opportun, als Zigeuner in Erscheinung zu treten! Auch sesshaft gewordene Zigeunerfamilien werden oft nicht mehr in den offiziellen Statistiken geführt.

Aber was können und sollen uns diese Zahlen letztlich sagen?

Wenn man bedenkt, daß die Verbreitung der Zigeuner zugleich eine Geschichte ihrer Unterdrückung und Verfolgung war, so zeigen die Zahlen, daß es ihnen gelungen ist, sich dennoch zu behaupten. Ihr zahlenmäßiger An-

teil an den verschiedenen Populationen unterstreicht die berechnete Forderung, die Gruppe der Zigeuner und ihre Lebensinteressen im inner- und zwischenstaatlichen Bereich anzuerkennen und ihr Geltung zu verschaffen.

Wider die Legende vom Zigeunervolk

Es bleibt jedoch zu fragen, inwieweit überhaupt von *den* Zigeunern gesprochen werden kann — etwa in dem Sinne, daß es sich hier um ein einheitliches Volk handele, das nach einem ebenso einheitlichen, unabdingbaren Gesetz lebt. Eine solche Ansicht ist immer wieder erneut von verschiedenen Autoren vertreten worden, und die Öffentlichkeit hat sich weitgehend ein stereotypes Bild vom Zigeuner entweder in einer romantisierenden Begeisterung oder auch in einer vorurteilsbeladenen Abwehr aufgebaut. In Wahrheit existiert eine Vielzahl zigeunerischer Ethnien, die sich untereinander beträchtlich unterscheiden und auch verschiedene Grade der Anpassung und der geistigen und physischen Vermischung mit den jeweiligen dominanten Kulturen zeigen. In diesem Zusammenhang drängt sich der Vergleich mit den jüdischen Minoritäten auf.

Auf der anderen Seite ist unter den Zigeunern über alle Unterschiede hinweg eine ideale Vorstellung lebendig von dem, was ihrem Anderssein gegenüber den Nichtzigeunern Sinn verleiht und dem sie nachstreben. Mateo Maximoff, Zigeuner und Schriftsteller, bringt dieses Selbstverständnis beispielhaft zum Aus-

druck: „Wir Zigeuner sind die letzten Zeugen einer freien, fahrenden Menschheit. Meine Rasse kennt keinen Ehrgeiz, weder politischen noch militärischen oder religiösen. — Wo nähme der Zigeuner die Zeit her zum Studieren, und welche Sache wollte er verteidigen, da er kein eigenes Land, keine Heimat, folglich in diesem Sinne kein Ideal besitzt? ... Das Volk ohne Land ist auch ein Volk ohne Titel. Ein freies Volk, nur seinen eigenen Gesetzen gehorchend ... Rätselhaft in den Augen aller, obgleich schon zivilisiert, unbekannt, scheu, abwehrend gegen alle äußeren Einflüsse, ein Volk, das seinen Überlieferungen treu bleibt: Ein starkes Volk also.“

Wie schon angedeutet, sind die hier gebrauchten Begriffe „Volk“ und „Gesetz“ im Sinne einer idealtypischen Beschreibung zu relativieren und zu verstehen. Allein die verschiedenen körperlichen Erscheinungen, unter denen sowohl der vom Mitteleuropäer sich kaum unterscheidende als auch der von negriden oder mongolischen Einflüssen bestimmte Typus anzutreffen ist, relativieren die Auffassung vom einheitlichen Volk.

Zur Frage der eigenen Kultur

Die Elemente der Kultur, wie Sprache, Sitte, Brauchtum, verwandtschaftliche Gliederung, Wohnform, Kleidung, wirtschaftliche Grundlagen, Religion, Erziehung, künstlerische Produktivität, sind unter dem Einfluß der Kulturen, mit denen sie sich auf ihren Wanderungen auseinandersetzen mußten, verschieden ausgeprägt worden. Man muß einem so guten Kenner der Zigeuner wie Abbé André Barthélemy zustimmen, der aus diesen verschiedenen kulturellen Erscheinungsweisen dennoch als einen gemeinsamen Grund eine ursprüngliche Ansicht der Welt, eine eigene Art zu denken und sich auszudrücken, herausheben zu können glaubt.

Barthélemy stellt in diesem Zusammenhang die Frage, inwieweit diese Elemente zigeunerischer Lebensart genügen, eine eigenständige Kultur zu konstituieren, wobei er das moderne

Kulturbewußtsein vordringlich an die Entfaltung eines kritischen Verstandes und Urteilsvermögens gebunden sieht, mit dessen Hilfe der eigene kulturelle Bestand gesichert und der Austausch von Kulturgütern mit anderen Kulturen vermittelt und gesteuert werden kann. Die Zigeuner betonen, nach den Merkmalen ihrer Kultur gefragt, ihr Verhältnis zur Musik, ihre Fähigkeit zur Intuition und Einfühlung, ihren Sinn für Schönheit und Echtheit, ihre Offenheit für das Wunderbare und Irrationale.

Aber reichen diese Momente aus, so fragt Barthélemy, um darauf eine eigene Kultur zu gründen und gegen den Ansturm moderner Zivilisation zu bestehen? Mir scheint diese Frage mehr als berechtigt. Zum anderen entspringt aber die Forderung nach einer kritischen Denkform mit ihren spezifischen Denk-

mitteln so sehr der Mitte abendländisch-europäischen Selbstverständnisses, daß mit ihrer An- und Übernahme durch die Zigeuner eine Art Selbstaufgabe, der Verlust der Identität drohen würde. Erst wenn man die Identitätskrise, in der sich das abendländische Kulturbewußtsein selbst befindet, diesen ‚zerbrechlichen‘ Werten zigeunerischer Kultur gegenüberstellt, wird man die volle Qualität dieser Werte entdecken und es als eine beachtliche kulturelle Leistung anerkennen, bis heute — trotz Bedrohung und Verfolgung — an diesen Werten festgehalten zu haben.

Daher soll nun versucht werden, eine Reihe von Informationen zusammenzutragen, die von allgemeinem Aussagewert und als reale Darstellungen dieses allgemeinen Grundes der Zigeunerkultur zu verstehen sind. „Me som Rom“, „ich bin Zigeuner“, ist eine Formulierung, mit der sich alle Zigeuner angesprochen fühlen. Dabei bedeutet das Wort „Rom“ so

viel wie „Mensch“; Zigeuner sein heißt nach ihrer Auffassung also, schlechthin Mensch sein.

Mir ist dazu von Zigeunern selbst eine sehr anschauliche Erklärung gegeben worden (die sich auch in der Literatur findet): Als Gott den Menschen machte, nahm er einen Lehmklumpen und formte daraus eine menschliche Gestalt, die er dann zum Backen in den Ofen schob. Das erste Mal blieb die Gestalt zu kurze Zeit im Ofen und kam mit weißer Farbe heraus. Daraus entsprangen die hellhäutigen Rassen. Das zweite Mal ließ Gott die Gestalt zu lange im Backofen, sie wurde ganz dunkel. Davon stammen die dunkelhäutigen Rassen ab. Aber das dritte Mal paßte Gott den richtigen Zeitpunkt ab. Als er die Gestalt herauszog, war sie schön knusprig braun. Das war der erste Zigeuner. So heiter die Geschichte sich anhört, besitzt sie für den Zigeuner einen sehr ersten Hintergrund.

Zigeunerische Ethnien

Neben dieser allgemeinen Bedeutung werden mit dem Wort „Rom“ im engeren Sinne vornehmlich die in Osteuropa, besonders auf dem Balkan, in Rußland, Jugoslawien und Ungarn lebenden zigeunerischen Ethnien bezeichnet. In der Zwischenzeit haben sich zahlreiche Gruppen von ihnen nach Westen in Bewegung gesetzt. Es ist in diesem Zusammenhang an die Sippe der Ramanows zu erinnern, die 1977 auf einer jahrelangen Wanderung von Bulgarien über Jugoslawien, Italien, Frankreich schließlich in die Niederlande gelangte, von wo aus sie in die Bundesrepublik abgeschoben, später jedoch wieder in Holland aufgenommen wurde und im Nordwesten des Landes, in Lelysted, feste Wohnungen zugeteilt erhielt. Die Wanderungen anderer Gruppen halten noch an, stoßen aber wegen ihrer Parallelität zu gegenwärtigen zahlreichen Flüchtlingsbewegungen auf zunehmenden Widerstand der jeweiligen Wirtsländer.

Die Rom haben wohl mit am stärksten unter allen Zigeunern an ihrer Überlieferung festgehalten. Das betrifft sowohl Sprache, Sitte als auch Kleidung und Wohnung. In Rumänien, wo nach dem Zweiten Weltkrieg intensive Versuche unternommen wurden, die Rom sesshaft zu machen, fand ich z. B. in Bratei (in der Nähe von Medias) verschiedene Wohnformen nebeneinander: neu erstellte Ziegelbauten, kleine, strohgedeckte Fachwerkhäuser, Zelte und sogar Höhlen, die in den Berg hineingegraben waren. Das stärkste Selbstbewußtsein zeigten die Zeltbewohner. Im allgemeinen

kleiden sich die Frauen der Rom mit langen bunten Röcken. Sie tragen wesentlich zum Lebensunterhalt bei, indem sie z. B. den Gadje (Nichtzigeuner) wahrsagen. Sie sammeln Kräuter, Pilze, Blumen, die sie in den nahen Städten verkaufen. Die Männer verstehen sich auf das Kessel- und Kupferschmiedehandwerk sowie auf das Verzinnen und Vergolden. Wo sie sesshaft geworden sind, treiben sie nebenher eine kleine Landwirtschaft.

Diese große Gruppe der Rom unterteilt sich noch einmal in die Kalderascha (Kesselflicker), benannt nach ihrem Handwerk, die Lovara, deren Lebensgrundlage die Pferdezucht und der Pferdehandel darstellen, die Curara, die sich als Siebmacher betätigen, die Lavutara, die als Musiker bekannt sind, und schließlich die Oursara, die als Bärenführer mit ihren kleinen Vorstellungen die Leute unterhalten. Neben die traditionellen Erwerbsformen treten auch solche der modernen Industriegesellschaft wie z. B. Automechaniker, Tankwarte und andere.

Offenbar haben mit den Rom verwandte Ethnien den osteuropäischen Lebensraum schon seit dem Ausgang des Mittelalters verlassen. Dazu zählen zunächst die vorwiegend in Mitteleuropa und vor allem in Deutschland lebenden Sinti, deren Name sich möglicherweise von dem Wort „Sint“ als der altindischen Bezeichnung für den Fluß Indus bzw. der im westlichen Pakistan gelegenen Provinz Sindh herleitet. Diese Gruppe unterteilt sich wie-

derum in die deutschen, französischen (auch Manusch genannt) und italienischen Sinti (Piemontesi genannt). Die Vertreter der letzteren Gruppe sind zu Ruhm und Ansehen in der Welt des Zirkus gelangt, wie etwa das bekannte französische Unternehmen Bouglione, dessen Chef vor Journalisten mit Selbstbewußtsein bekannte: „Ich bin zuerst Katholik, dann Zigeuner, danach Analphabet und schließlich Direktor des Zirkus“.

Die Sinti haben einen eigenen Dialekt, das „Romani“, herausgebildet. Von ihnen hat eine große Anzahl der Vorfahren längere Zeit im Elsaß gelebt. Die Familiennamen der Sinti und der Manusch sind vorwiegend deutschen Ursprungs. Es sei nur an den bekannten französischen Gitarristen Django Reinhard erinnert, der bei Manusch und deutschen Sinti gleichermaßen zu einer legendären Gestalt geworden ist. In ihrem äußeren Auftreten haben sie sich weitgehend den Wirtsvölkern angeglichen. In der Kleidung der Frau wurde der lange Rock beibehalten. Lange Hosen in der Art der Männerkleidung gelten nach wie vor bei Frauen als unschicklich. Viele Männer bevorzugen bunte Westen, lassen sich breite Schnurrbärte oder einen kleinen Spitzbart wachsen und bedecken ihren Kopf mit einem breitrempigen Filzhut. Ihren Lebensunterhalt bestreiten die Sinti im wesentlichen durch Handel z. B. mit Teppichen, Stoffen, Kurz- und Weißwaren; auch die Korbmacherei wird betrieben, jedoch tritt dieses Gewerbe zunehmend zurück. Dafür sind Schrott- und Antiquitätenhandel zu größerer Bedeutung gelangt. Ähnliches gilt für die italienischen Sinti.

Trotz des Anscheins starker Assimilation haben die Sinti an der Tradition der inneren Werte festgehalten. Bis in die Gegenwart hinein ist die Bedeutung der sog. Hermanation unter ihnen lebendig geblieben. Darunter ist im wesentlichen die Übereinstimmung der Mitglieder einer Gruppe von Verwandten mit Gesetz und Brauch, die Anerkennung der zentralen Werte, die das Tabusystem und die Ahnenverehrung verkörpern, und ein davon bestimmter gesellschaftlicher Zusammenhalt zu verstehen. Verstöße gegen die Hermanation können je nach Schwere zum Ausschluß aus der Gruppe führen. Bis in die Gegenwart hinein sind solche Verfahren bekannt.

Martin Block verwendet statt des Begriffs der Hermanation den der Zigeunerhäuptlingschaft für die regionale Gliederung. Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nimmt Martin Block für Deutschland fünf bis sechs solcher Bezirke an: „In Deutschland kann man fünf bis sechs solcher Bezirke vermuten; der eine

reicht von Ostpreußen über Posen nach Schlesien und streckt seine Fühler bis Berlin; der zweite begreift Sachsen-Anhalt bis Berlin, der dritte umschließt das übrige Mitteldeutschland und Nordwestdeutschland, der vierte deckt sich mit Bayern, der fünfte mit dem übrigen Süddeutschland und dem Elsaß, wo bis vor dem Kriege große Zigeunerzusammenkünfte stattgefunden haben. Eine sechste Häuptlingschaft ist im Rheinland zu finden, wo sich süd-deutsche, über Frankfurt kommende Zigeuner treffen und oft nach Holland und Belgien weiterziehen.“ Durch die schreckliche Verfolgung während des Dritten Reiches wurde auch diese Ordnung der Sinti tief erschüttert. M. Weiler stellt fest, daß zwar alle deutschen Sinti einer Hermanation angehören, doch scheine es, daß die einzelnen Lokalgruppen mit unterschiedlicher Intensität an der Hermanation festhalten.

Ebenso wie die Sinti sind die Gipsies in England, die Gitanos in Spanien, die Tattaren in Schweden, die Mustalay in Finnland, die Lallaren in Böhmen und die Arlija in Jugoslawien mit diesen frühen Wanderungen in Verbindung zu bringen. Alle diese Gruppen sind teils seßhaft geworden, teils führen sie ein wander- und saisonbedingtes Halbnomadenleben mit regional eingeschränkten Wanderungen, während sie die Winterzeit in ihren Wohnquartieren am Rand der Städte verbringen.

Die Bezeichnungen „Gipsy“ und „Gitan“ erinnern an die Vorstellung, das Ursprungsland der Zigeuner sei Ägypten gewesen.

Häufig werden mit „Gipsy“ auch alle Personen bezeichnet, die nach Art von Zigeunern leben, ohne abstammungsmäßig dazuzugehören. U. a. zählen dazu die sog. Tinkers in Schottland und Irland. Bis auf eine Gruppe in Wales, die fast ausschließlich Romani spricht, ist die Sprache der Gipsies in England aus dem Wortschatz des Romani und der Syntax der englischen Sprache gebildet. Gleichfalls wird mit dem Wort „Gitan“ in der Alltagssprache der gesamte Personenkreis zigeunerischen Ursprungs bezeichnet.

Im engeren Sinne ist damit aber nur die Gruppe der spanischen Zigeuner gemeint, die sich wiederum in die katalanischen und andalusischen Zigeuner unterteilt. Sie sind einst von Nordafrika her nach Spanien gelangt und haben dabei sowohl rassisch als auch kulturell arabische und maurische Elemente übernommen. Eine Frucht dieser vielfältigen kulturellen Bewegungen stellt der Flamenco dar, dessen Tradition im wesentlichen von ihnen getragen wird. Sie selbst bezeichnen sich als die Kali (die Schwarzen). Danach ist auch ihr Romani-Dialekt, das Kalo, benannt, das von ande-

ren zigeunerischen Ethnien kaum verstanden wird. Ich konnte bei spanischen Zigeunern, die längere Zeit in Frankreich lebten, beobachten, daß die jüngeren Familienangehörigen das Kalo der älteren nicht mehr verstehen konnten.

Eine besondere Stellung neben den Ethnien eindeutigen zigeunerischen Ursprungs nimmt — trotz gewisser Übereinstimmung in den äußeren Lebensformen — die Gruppe der Jenischen ein. Hier handelt es sich um Nichtseßhafte, die möglicherweise von nichtseßhaften

So verschiedenartig die Dialekte der einzelnen Ethnien sich in der Auseinandersetzung mit den vielfältigen Einflüssen im Laufe der Jahrhunderte ausprägten, so ist allen eine Anzahl von strukturellen Kriterien gemeinsam. Es handelt sich bei diesen Dialekten um eine schriftlose Sprache, die nur mündlich überliefert wird und nur die mündliche Kommunikation pflegt. Sie wurde und wird von den Zigeunern als tragendes Kulturelement beurteilt, dem sie eine entscheidende Bedeutung für die Wahrung ihrer Identität zumessen. Die Sprache ist daher geradezu zu einem Mysterium geworden, das sie vor den Nichtzigeunern hüten. Dafür gibt es einmal konkrete historische Gründe.

So sind beispielsweise im 14./15. Jahrhundert in einer Reihe von west- und mitteleuropäischen Staaten Gesetze zum Verbot und der Ächtung der Zigeunersprache unter Androhung von Verbannung und Todesstrafe erlassen worden. Selbst in Ungarn war noch im 18. Jahrhundert das Sprechen des Romani verboten, da die Zigeuner als Neu-Magyaren in die ungarische Bevölkerung eingegliedert werden sollten. Dieses Verbot gehört zu den von Maria Theresia und ihrem Sohn Josef II. ergriffenen Maßnahmen zur zwangsweisen Seßhaftmachung, zu denen außerdem das Verbot des Nomadisierens, der Ehen untereinander und die Ausübung der das Nomadisieren begünstigenden Berufe zählte. Eine besonders harte Maßnahme war die gewaltsame Wegnahme der Zigeunerkinder, um sie bei Gadje-Pflegeeltern erziehen zu lassen.

Zugleich aber besaß die Zigeunersprache auch eine Art Schutzfunktion. Bei der Konfrontation mit nichtzigeunerischer Bevölkerung bzw. mit Vertretern der staatlichen Institutionen diente sie der gegenseitigen Kommunikation unter Zigeunern, ohne daß man von Nichtzigeunern verstanden wurde.

Gruppen im Elsaß und in der Pfalz oder von während der Kriegswirren des 18. Jahrhunderts heimatlos gewordenen Bauern abstammen. Sie sprechen einen eigenen Dialekt, eine Art Geheimsprache, die von süddeutschen Dialekten, vom Jiddischen und vom Rotwelsch beeinflußt ist. Einige Autoren suchen den Ursprung dieser Gruppe ebenfalls in Indien. Im allgemeinen herrscht zwischen Zigeunern und Jenischen jedoch eine beachtliche Distanz — obgleich sie oft in Nachbarschaft leben —, da die letzteren die zigeunerische Überlieferung nicht beachten.

Zur Sprache

Diese historischen Bedingungen in Verbindung mit der nomadisierenden Lebensweise ließen die Zigeuner an der Mündlichkeit festhalten. Mündlichkeit, also schriftlose Tradition, ist ein Teil ihrer Identität geworden, so daß jeder Versuch, diese Sprache schriftlich zu kodifizieren, als etwas Fremdes empfunden wird. Ihre zwischenmenschlichen Kontakte und Kommunikationsformen sind von großer Unmittelbarkeit und starker Emotionalität gekennzeichnet. Die gesamte Person ist mit ausgeprägter Gestik und Mimik an der Kommunikation beteiligt. *Sprache* bleibt an das *Gespräch* gebunden. Zwar gibt es ähnliche Sprachverhalten auch bei Nichtzigeunern, etwa im Bereich ländlich mundartlicher oder umgangssprachlicher Kommunikation. Jedoch die für das gesamte abendländische Denken bezeichnende Trennung von Subjekt und Objekt und die damit gegebene Möglichkeit, über den Gegenstand zu sprechen und zu reflektieren, um dann schlußfolgernd, wie an einem Faden entlang, ein Problem zu durchdenken, mutet dem Zigeuner an, als ob er den Boden unter den Füßen verlöre. Vielmehr möchte er im Gegenstand und mit allen seinen Erscheinungsweisen in ständiger Fühlung bleiben, mit ihm eins werden, was sich vielleicht am nächsten mit ‚poetischer Erkenntnis‘ umschreiben läßt. Ähnliche Denkformen finden sich in zahlreichen außereuropäischen Kulturen, etwa der Indianer und anderer Naturvölker.

Diese Denkform ist nicht als primitiv, sondern als andersartig und gleichwertig zu interpretieren: Es ist die außerordentliche Leistung der Zigeuner zu bewundern, in nächster Nachbarschaft und ständiger Auseinandersetzung mit anderen Denk- und Sprachwelten ihre eigene Art zu denken und zu sprechen bis in die Gegenwart hinein bewahrt zu haben. Dieses Phänomen hat seine grundlegenden Entsprechungen in der Zusammensetzung des Wortschatzes und dem Festhalten an der eigenen Grammatik und Syntax.

Zur Problematik der Entwicklung einer Schriftsprache des Romanes

In enger Verbindung mit den hier aufgezeigten Zusammenhängen sind auch die Schwierigkeiten zu sehen, zu dem gesprochenen Romani eine Schriftsprache zu entwickeln bzw. es in andere Sprachen zu übersetzen. In einem Aufsatz zur Romani-Sprachbewegung gibt Grattan Puxon, der Generalsekretär der Romani-Welt-Union und des Roma-Welt-Kongresses, einen Überblick über diesen Prozeß. Vor dem Hintergrund der schon erwähnten Versuche, das Romani zu unterdrücken, heben sich um so stärker die Arbeiten ab, die diese Sprache als Forschungsaufgabe erkennen. Es sei hier auf die Untersuchung John Samsons, *The Dialect of the Gipsies of Wales*, hingewiesen. In diesen Zusammenhang gehört ebenso die Gründung der Zeitschrift *Gypsy Lore Society*. Puxon erwähnt dann die Schwierigkeit, die sich für die Schaffung einer Schriftsprache aus dem Nebeneinander zahlreicher verschiedener Dialekte ergibt. Er sieht in Parallele zur Herausbildung einer Hochsprache bei anderen Kulturen eine Möglichkeit darin, daß sich ein regional weit verbreiteter Dialekt wie z. B. der der Arlia, einer jugoslawischen Ethnie, sich als Literatursprache durchsetzen könnte.

Insbesondere wertet Puxon die in der Sowjetunion zur Zigeunerfrage ergriffenen Maßnahmen als Pionierleistungen. Hierzu zählt er Übersetzungen klassischer Werke wie Puschkins ‚Cigani‘ ins Romani, lexikalische Arbeiten, eine Rundfunksendung des Senders Moskau in Romani oder die Herausgabe eines Buches in Romani zu aktuellen Themen. Des weiteren kam es zu einer Gründung einer Abteilung für Publikationen in Romani in einem staatlichen Verlag und zweier Zigeunertheater in Moskau und in Petersburg im Jahre 1931. Zugleich wurden an einem besonderen Pädagogikinstitut ‚Romani-Lehrer‘ ausgebildet. 1936 wurde der Film „Das letzte Zelt“ in Zigeunersprache gedreht. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind diese Aktivitäten offenbar eingeschränkt worden. Puxon verweist einzig auf den Gedichtband des Autors Djordjis Cantea, einer von zehn Zigeunern, die zur Zeit Mitglied des sowjetischen Schriftstellerverbandes sind. Insgesamt bedeutet der Zweite Weltkrieg mit seinen furchtbaren Folgen eine Unterbrechung, wenn nicht gar einen Rückschritt in dieser Entwicklung.

Hoffnungsvolle Anzeichen einer Fortsetzung dieser Entwicklung sind die Veröffentlichungen des Gedichtbandes der Dichterin Papsza in Polen, weitere lexikalische Arbeiten in Ju-

goslawien, Kanada, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland. Zu diesen Anzeichen zählen auch die Gründungen der Zeitschriften *Etudes Tsiganes* in Paris 1955, *Roma*, des Organs des Indischen Instituts für Zigeunerstudien, und *Rom Som*, herausgegeben vom Cigan Szovetseg in Budapest. Desgleichen scheinen die Bemühungen zur Schaffung einer Literatursprache in Romani in Jugoslawien einen Aufschwung erfahren zu haben. Schließlich haben der erste und zweite Weltkongreß der Zigeuner 1971 und 1975 die Bedeutung der Sprachen-Frage erneut hervorgehoben. Die Schaffung einer Hoch- bzw. einer Literatursprache ist als Voraussetzung dafür zu werten, später auch in den Schulen Romani zu unterrichten. Puxon sieht durch das Fehlen einer eigenen Sprache in den Schulen die Zigeuner ihres Rechtes beraubt, in entscheidenden, prägenden Jahren ihres Heranwachens die wesentlichen Elemente ihres kulturellen Erbes zu erwerben. Aus dieser Situation leitet er die Tatsache ab, daß z. B. weniger als die Hälfte der Zigeunerkinder in Jugoslawien die Grundschule abschließen und nicht mehr als 3 % eine höhere Schule besuchen. Auch in der Bundesrepublik Deutschland kommt es bei Kindern aus Zigeunerfamilien häufig zum Schulversagen aufgrund dieser sprachlichen Differenzen, weil eben im familiären Bereich fast ausschließlich Romani gesprochen wird; in der Familie herrscht Mündlichkeit, in der Schule umgekehrt vorwiegend Schriftlichkeit. Dieser kulturelle Bruch führt sehr oft zur Einweisung in die Schule für Lernbehinderte.

So zwingend eine schriftliche Form des Romani als Grundlage für eine kulturimmanente Alphabetisierung vonnöten scheint, so wichtig sind dazu kritische Stellungnahmen. Einmal bedeutet der Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit in jeder Kultur einen revolutionären Schritt, der von jedem Mitglied einer Kulturregion in seiner individuellen Bildungsgeneese nachvollzogen werden muß. In der abendländischen Kultur, die von der Schule und schulischem Lernen geprägt ist, wird den Kindern dieser Schritt als ein selbstverständliches Erfordernis gemeinhin per Schule und Unterricht verordnet, wengleich auch hier in jüngerer Zeit die je spezifischen kommunikativen Leistungen von Schriftlichkeit und Mündlichkeit bewußter geworden sind und zunehmend didaktisch beachtet werden. Aber unsere Kultur ist von der Schriftlichkeit geprägt, während im Falle der Zigeuner die Mündlichkeit ein Stück Identität ist,

und es kommt darauf an, einen Identitätsbruch zu vermeiden. Die Bezeichnung „Analphabet“ stellt hier eine einseitige, negative Beurteilung jener durchaus ebenfalls kulturgeprägten und kulturprägenden sprachlichen Kompetenz dar, die im positiven Sinne Mündlichkeit heißt.

Auch die beispielhaften Anstöße, die das künstlerische und literarische Leben der Zigeuner in der Sowjetunion in den Jahren 1927 bis 1930 erfahren haben, führen zu sehr kritischen Konsequenzen. Kochanowski bemerkt zu den zwischen 1930 und 1940 in der Sowjetunion in Romani geschriebenen Büchern, daß diese literarische Aktivität der Zigeunerspra-

che mehr Schaden als Nutzen zugefügt hat, indem sie ihr eigenständiges Wesen, ihren Genius, zerstört habe. Er sieht die Schwierigkeit darin, daß die Autoren dieser Bücher entweder Russen oder Zigeuner sind, die die Orientierung an ihrer Kultur und Sprache verloren haben. Die Folge davon ist, daß ihre Texte ein mit Romani-Wörtern aufgeputztes Russisch darstellen. Die Richtung, in der die Lösung zu suchen ist, zeigt die Persönlichkeit Kochanowskis selbst auf. Selber Zigeuner und zugleich Linguist, vermag er den Prozeß der ‚Verschriftung‘ kritisch zu beurteilen und konstruktiv dazu beizutragen, daß das Zigeunereigene klar vom Fremden unterschieden wird.

Zur sozialen Organisation

Ebenso wie die Sprache ist auch die Kultur der Zigeuner von ihren verwandtschaftlichen Beziehungen und ihrer sozialen Organisation geprägt. Doch kann auch hier nicht von einer einheitlichen Kultur gesprochen werden; insbesondere sind für diese Entwicklung die Unterschiede zwischen nomadisierenden und sesshaften Gruppen maßgeblich geworden, bzw. es haben sich Mischformen der sozialen Organisation herausgebildet.

Die Kernfamilie, bestehend aus Mann-Frau-Kindern, bildet die grundlegende soziale und wirtschaftliche Einheit. Der Vater hat die Stellung eines Oberhauptes und Autoritätsträgers inne, dem auch gleichsam die Kontrolle der Familie in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht übertragen ist. Bei den nomadisierenden Gruppen entscheidet er, wohin die Reise geht. Seinen Lebensunterhalt verdient er mit handwerklicher oder gewerblicher Tätigkeit oder auch als Musiker, während der Frau die Arbeit im Haushalt und einen Teil gewerblicher Tätigkeit als Aufgabe zugeteilt wird. Sozial- und Lebensform entsprechen einander und gewähren eine weitgehende Selbständigkeit.

Mehrere Kernfamilien schließen sich zu einer Lokalgruppe, einer Kumpania, zusammen, die bei nomadisierenden Zigeunergruppen im allgemeinen matriloal organisiert ist, d. h., daß bei der Verheiratung eines jungen Paares der Ehemann in die Lokalgruppe seiner Ehefrau wechselt. Diese Lokalgruppe stellt die zweitwichtigste soziale Einheit dar. Sie lebt in relativer Isolation von den anderen Lokalgruppen. Dennoch gehört jede dieser Lokalgruppen einer größeren regionalen Einheit an, deren Lebensphäre durch ein eigenes Territorium abgegrenzt ist. Zu dieser Abgrenzung trägt auch die geltende Endgamie bei, d. h. Heiraten fin-

den allgemein unter den Mitgliedern der Lokalgruppe statt. Das bedeutet auch, daß z. B. Hausieren oder Schrotthandel nur im eigenen Territorium erlaubt sind. Jede regionale Gruppe besitzt einen auf Lebenszeit gewählten Hauptmann oder Häuptling, der aber kaum mit besonderen Machtbefugnissen ausgestattet und dessen Amt zunehmend im Verschwinden ist. Für ihn gilt auch bei Nomaden die Patrilokalität, d. h. sein Sohn bleibt in der Gruppe seines Vaters. Bei sesshaften Zigeunern herrscht im allgemeinen die Patrilokalität. Der Mann trägt hier einen größeren Anteil der Arbeit für den Lebensunterhalt. Möglicherweise ist die Geltung der Patrilokalität von daher zu erklären, daß eben die Gruppe eine wirtschaftliche Stütze nicht verlieren will, während bei nomadisierenden Zigeunern auch die Frau einen wichtigen wirtschaftlichen Beitrag leistet. Die Matriloalität bringt der Gruppe einen wirtschaftlichen Gewinn. Man hat auch versucht, in der Matriloalität ein Relikt mütterrechtlicher Kultur zu sehen. Andere Phänomene scheinen einen solchen Rückschluß eher zuzulassen.

Das Zusammenleben der einzelnen Mitglieder innerhalb der ersten Gruppe geschieht nach einer festen Ordnung und ist bestimmt durch Unmittelbarkeit und Überschaubarkeit, durch ein enges Netz interpersoneller Beziehungen. Abweichungen lassen sich auf kürzestem Wege sanktionieren oder Übereinstimmungen gutheißen. Besonders eng für die ganze Lebenszeit ist die Beziehung von Schwester zu Schwester, während die Bruder-Bruder-Beziehung zumindest bei den nomadisierenden Gruppen aus den oben dargestellten Gründen sich mehr und mehr lockert. Die Heirat der Zigeuner wird nicht durch Deszendenzgruppen,

wie es etwa bei streng vater- oder mutterrechtlichen Kulturen geschieht, sondern durch den Grad der Verwandtschaft bzw. Nichtverwandtschaft reguliert. Ehen zwischen linearen Verwandten sowie zwischen Bruder und Schwester sind nicht erlaubt. Der verwandtschaftlich am nächsten stehende mögliche Heiratspartner ist der Cousin bzw. die Cousine. Ehen zwischen Mitgliedern nomadisierender und nicht nomadisierender Gruppen finden kaum statt.

Diese wenigen Informationen zur sozialen Organisation widerlegen schon das Bild eines großen Zigeunervolkes, das etwa von einem König oder einem Präsidenten regiert wird. Die Zigeuner, insbesondere die Sinti, haben solche Tendenzen und Versuche immer energisch zurückgewiesen. In Polen und Rumänien hat es vom Ausgang des vorigen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts anhaltende Versuche gegeben, eine solche Zigeunerdynastie zu errichten. Vorstöße in Frankreich und Westdeutschland schlossen sich an. Aber alle diese Ansätze scheiterten an dem Verlangen der einzelnen Zigeunergruppen nach Unabhängigkeit. Aus demselben Grunde mag es schwerfallen, politische Organisationen der Zigeuner aufzubauen, mit denen sie ihre Inter-

essen im demokratischen Staat selber vertreten könnten.

Obleich es inzwischen auf internationaler Ebene zur Gründung umfassender Organisationen kam, wie etwa der Roma-Welt-Union und des Roma-Welt-Kongresses, muß man doch feststellen, daß es sich hier um Initiativen verhältnismäßig kleiner Gruppen handelt deren Vertretungsanspruch unter den Zigeunern immer wieder heftig umstritten wird. Aussichtsreicher und erfolgversprechender scheint es zu sein, wenn Zigeuner bewußt eine Öffnung zur Welt der Nichtzigeuner vollziehen, ohne die Basis in ihrer Tradition aufzugeben, um so frei von tendenziösen Ambitionen etwa in Richtung eines zigeunerischen Nationalstaates zu sein, sondern um vielmehr in dem jeweiligen politischen System die Interessen ihrer Minderheit auf demokratische Weise zu vertreten. Eine große Anzahl klarsehender und aufgeschlossener Zigeuner unter nomadisierenden wie sesshaften haben diesen Weg als den einzigen gangbaren erkannt. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel hierfür ist die Person Juan de Dios Ramirez Heredias, der als Zigeuner Abgeordneter der katalanischen Provinz Barcelona im Madrider Cortes wurde.

Religion, Wert- und Tabusystem

Von grundlegender Bedeutung für den Zigeuner ist weiterhin seine Offenheit und Bindung an religiöse Werte. Sein Verhältnis zur Religion ist einfach und unmittelbar. Die Mehrzahl der in Westeuropa lebenden Zigeuner gehört der katholischen Konfession an. In den Balkanländern treten dazu die griechisch- bzw. russisch-orthodoxen Konfessionen als auch der Islam. Einzelne Gruppen haben sich der protestantischen Kirche angeschlossen. Nachdem sich die Zigeuner zunächst selber bei ihrer Einwanderung in das mittelalterliche Europa als Büsser und Pilger bezeichnet hatten und sie zur Unterstützung ihrer Pilgerzüge Geleitbriefe erhalten hatten, schlug die Haltung ihnen gegenüber bald in Feindschaft um. Der Reichstag von 1498 erklärte sie für vogelfrei. Die katholische Kirche schloß sie vom Priesterstand aus. Es folgten Zeiten härtester Verdächtigung und Verfolgung. Praktische Seelsorge bei den Zigeunern setzte erst im 19. Jahrhundert ein, wie z. B. die Forest Gipsy Mission und die Gipsy Gospel Waggon Mission in England. In Deutschland bemühte man sich zwar schon früher seelsorgerisch um die Zigeuner, jedoch war damit eine Umerziehung und Assimilation verbunden. Als Beispiel mag

dafür das Erziehungshaus in Friedrichslohra aus dem Jahre 1828 genannt werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich sowohl die großen Konfessionen als auch eine Reihe missionarischer Bewegungen und Sekten in stärkerem Maße um die Missionierung der Zigeuner bemüht. Für den Zigeuner selbst treten die Aussagen kirchlicher Lehrsätze sowie die unterschiedlichen Auffassungen der einzelnen Konfessionen hinter der konkreten religiösen Aktivität zurück. Er sucht den geeigneten organisatorischen Rahmen, in dem sich sein religiöses Leben entfalten kann.

Eine schwere Erschütterung erfuhr die Religiosität der älteren Generation durch ihre Erlebnisse in den Konzentrationslagern: „Wenn es einen Gott gibt, warum greift er nicht ein, um uns zu retten!“ Hilflos der Vernichtungsmaschinerie des Nationalsozialismus ausgeliefert gewesen zu sein, ließ viele der Überlebenden lange Zeit am Sinn des Daseins überhaupt zweifeln. Eine Antwort darauf aus der christlichen Offenbarung zu finden, um nicht einfach weiterzuleben, als ob das Schreckliche nicht gewesen wäre, ist eine Aufgabe geblieben, der sich Kirche und Betroffene immer wieder neu stellen müssen.

Es ist nicht einfach, aus den von den landesüblichen Religionen der durchwanderten Länder beeinflussten, synkretistischen religiösen Formen und Anschauungen des heutigen religiösen Lebens der Zigeuner ursprüngliche Elemente aufzuweisen. Sein Leben sieht der Zigeuner bestimmt durch die Einwirkungen übernatürlicher Kräfte und Geistwesen, an die er sich magisch gebunden fühlt, was ihm aber durchaus eine nüchterne, rationale Handhabung dieser Bindungen erlaubt. Wislocki berichtet vom Glauben siebenbürgischer Zigeuner an die drei Urmenschwestern, die für das Neugeborene den späteren Lebenslauf festlegen, sowie an Geister lebender Menschen und Krankheitsdämonen. Der Zigeuner fühlt sich aber nicht einfach seinem Schicksal unterworfen. Gegen jeden Krankheitsdämonen und die von ihm verursachten Krankheiten gibt es Riten und Heilmittel, die Unglück und Krankheit abzuwenden imstande sind. Haare, Nägel und Zähne haben in diesem magischen Zusammenhang eine besondere Bedeutung. Sie sind der Stolz des Zigeuners, zum anderen können durch sie auch böse Zauber übertragen werden. Am Beispiel der Taufe läßt sich verdeutlichen, wie sich christliche Glaubens-elemente mit früheren nichtchristlichen Vorstellungen der Zigeuner von Dämonen verbinden: Ein ungetauftes Kind ist dem Bösen mehr ausgesetzt.

Die Zigeuner kennen ein höchstens Wesen, den *baro dewel*, den großen Gott. Er ist das Prinzip des Guten schlechthin, der ‚Herr über Blitz und Donner, Schnee und Regen‘. Er wird aber nicht im christlichen Sinne als der barmherzige, wohlthätige, sondern vielmehr als der produktiv schöpferische Gott gesehen. Er kann Unheil oder Glück zulassen bzw. Strafen verhängen, wenn bestimmte Tabus überschritten wurden. An ihn richten die Zigeuner ihre Bitten, mit ihm hadern sie, wenn sie nicht erhört werden. Christus wird einmal mit dieser Gottesvorstellung identifiziert, zum anderen nur als historische Person gesehen. Hervorzuheben ist, wie stark Maria als Mutter Gottes und andere weibliche Heilige von den Zigeunern verehrt werden. Es sei an die zahlreichen Wallfahrten nach Lourdes, Sainte Marie de la Mer, Banneux, Illingen und viele andere Orte erinnert, u. a. auch in der Neuen Welt. Desgleichen gilt den Zigeunern die Erde als heilig. Als weiblicher Mythos ist die Erde gleichsam Gegenpol zu Gott. Der Teufel, *Bengh*, ist ihnen als Prinzip des Schlechten, Unreinen ebenfalls bekannt. In den religiösen Vorstellungen einiger Gruppen ist dieses Prinzip der Allmacht Gottes unterworfen. Darin wäre eine Annäherung an christliche Auffassungen zu sehen. Andere Gruppen wieder se-

hen beide Prinzipien in einem ständigen Kampf, was möglicherweise auf Parallelen zu religiösen Vorstellungen persischer und indischer Herkunft verweist.

Schließlich ist die Verehrung der Ahnen und Vorfahren zu nennen. Dies steht in engem Zusammenhang mit der Auffassung der Zigeuner vom Tode. Der Tod gilt als nichts Endgültiges, vielmehr als ein Durchgangsstadium in eine andere Lebensform. Jan Yoors berichtet von Balkan-Zigeunern: „Die Rom strebten danach, einen großen Tod zu haben, einen, auf den sie sich vorbereiten und den sie im Kreise ihrer Familie, Verwandten und Freunde sterben konnten. Am meisten fürchteten sie sich vor einem Tod, der sie unvorbereitet überraschen konnte“. Die Todeszeremonie beginnt nicht erst nach dem eingetretenen Tod, sondern es wird ein regelrechter Sterberitus durchgeführt. Wislocki erwähnt dazu, daß die Aussprüche der Sterbenden weissagende Kraft besitzen. Der Sterbende wird im Freien aufgebahrt. Stirbt er im Wagen, muß dieser verbrannt werden. Die Beerdigungszeremonien sind von dem Glauben an das Weiterleben des Verstorbenen geprägt. Die Verehrung des Verstorbenen gebietet den Zigeunern, seine persönlichen Gegenstände wie Schmuck oder Instrumente mit ins Grab zu legen.

Eine besondere Furcht hegen die Zigeuner vor der herumirrenden Seele unruhiger Toter. Die geheimnisvollste Gestalt in diesem Zusammenhang stellt der *Mulo* dar. Er ist eine Art geistiger Doppelgänger des Verstorbenen, der dessen Körper bewohnt, aber diesen jederzeit verlassen kann. Er tritt jedoch nur nachts oder zur Mittagsstunde auf, besonders dann, wenn die Beerdigungszeremonie nicht in gebührender Form durchgeführt wurde. Von hier erklärt sich auch der Wunsch mancher Zigeunerfamilien, das Grab ihrer Verstorbenen mit einer schweren Platte abzudecken. Desgleichen fürchtet der Zigeuner, sich allein in der Dunkelheit außerhalb des Lagerplatzes zu bewegen, weil er dann jenem *Mulo* begegnen könnte. Diese Auffassungen sind in modifizierter Form bei fast allen Zigeunern lebendig geblieben.

In engem Zusammenhang mit dem religiösen Leben muß auch das strenge Tabu- und Wertesystem der Zigeuner gesehen werden, das sich um den Begriff des Unreinen zentriert. Bestimmte Verhaltensweisen, Personen oder Gegenstände sind tabuisiert. Derjenige, der ein Tabu verletzt hat, muß mit der Verurteilung durch das Zigeunergericht und damit verbunden dem Verlust seines sozialen Ansehens oder gar dem Ausschluß aus der Sippe rechnen. Wer mit einem Unreinen Gemeinschaft pflegt, wird selbst unrein.

Eine große Zahl von Tabuvorschriften betrifft das Zusammenleben von Mann und Frau. Ein Zustand von besonderer Unreinheit ist mit Menstruation, Schwangerschaft und Geburt verbunden. So wird beispielsweise das Geschirr, von dem eine Frau, die entbunden hat, gegessen hat, für eine Zeit von sechs Wochen getrennt abgespült. Desgleichen darf sie in dieser Zeit nicht die Speisen für die Familie zubereiten. Überhaupt, werden Speisen und Geschirr vom Rock einer Frau berührt, dürfen sie nicht mehr genossen werden. Weiterhin darf die Geburt nicht im Wagen oder in der Wohnung stattfinden, sondern im Freien oder heute in der Klinik. Arzt, Hebamme, Krankenschwester gelten als unreine Berufe. Man könnte versucht sein, in diesen die Frau betreffenden Vorstellungen Geringschätzung oder eine Art von Herrschaft des Mannes über die Frau zu sehen. Dieser Ansicht kann jedoch eine Deutung gegenübergestellt werden, wie

sie Jan Yoors gibt, der lange unter Zigeunern gelebt hat: „Ein solches Verbot hat in einer engen Gemeinschaft, die in jeder anderen Hinsicht unter den Bedingungen der Promiskuität lebt, seine sehr positiven Seiten. Es gewährleistet den Frauen einen unverletzlichen Intimbereich und einen sicheren Schutz innerhalb des Volkes, wo immer sie sich auch befinden. Es bedeutet keineswegs eine Beeinträchtigung der Frau, sondern der Begriff der matrie verleiht zusätzlich Würde und ein stärkeres Bewußtsein vom Mysterium ihrer Weiblichkeit. Bei gewissen Gelegenheiten gibt es der Frau sogar eine Art Macht über den Mann.“

Bisher wurde versucht, einzelne Züge der Kultur der Zigeuner zu verdeutlichen, Elemente, die in ihrer Kultur lebendig geblieben sind. Wie aber sieht die konkrete soziale Situation der Zigeuner heute aus?

Zur sozialen Lage

Sehr viele Zigeuner sind außerordentlich arm. Die traditionellen Erwerbsmöglichkeiten wurden in der modernen Industriegesellschaft so stark eingeschränkt, daß sie bis auf wenige Ausnahmen keine Existenzgrundlage mehr darstellen. Zum anderen hat die gesellschaftliche Entwicklung mit der Entstehung vieler Großstädte und mittelgroßer Städte die Selbstverwirklichung vorangetrieben. Um an den Erwerbungschaften der modernen Zivilisation teilzuhaben, muß der Zigeuner sich entweder in den industriell geprägten Arbeitsprozeß eingliedern (um dabei mit großer Wahrscheinlichkeit völlig assimiliert zu werden und seine Identität zu verlieren) oder er wird zum Sozialfall und begibt sich in die Abhängigkeit zu sozialen Institutionen. Es darf nicht Wunder nehmen, daß er eine endgültige Entscheidung

hinauszuschieben versucht, in der unbestimmten Hoffnung, daß sich eine Lösung seiner konfliktbeladenen Situation finden wird. Er wird möglicherweise eine Zeitlang einer Lohnarbeit nachgehen, um seine dringenden Lebensbedürfnisse zu erfüllen. Aber dann wird ihn die Bindung an seine Tradition aus dem Arbeitsverhältnis herausreißen und ihn in seiner Gemeinschaft seine Identität suchen und festigen lassen. Von Nichtzigeunern wird dieses Verhalten nur allzu schnell verurteilt. Für den Zigeuner aber steht dabei nicht mehr und nicht weniger als seine Identität auf dem Spiel. Zu dieser materiellen Armut tritt noch ein Mangel an sozialem Ansehen. Er ist der arme Typ, den man vernachlässigt, am besten vergißt oder schlimmstenfalls verfolgt. Er hat mehr Feinde als Freunde.

Zwei Integrationsmodelle: Freiburg und Köln

Dennoch läßt sich gegenwärtig zumindest in Westdeutschland eine gewisse Verpflichtung und Verantwortung der Öffentlichkeit gegenüber der Gruppe der Zigeuner feststellen, was sich wahrscheinlich aus einem allgemeinen Schuldgefühl, insbesondere in Hinsicht auf die Verfolgung der Zigeuner im Dritten Reich und die mangelnde Solidarität mit ihnen während und nach dieser Leidenszeit, erklären läßt. In einigen Städten Westdeutschlands wurden soziale Maßnahmen ergriffen oder sind noch in der Planung, um die Situation der Zigeuner zu verbessern. Hier sind vor allem die Beispiele Freiburg und Köln zu nennen.

1955 lebten auf dem Gelände zweier Kiesgruben am Stadtrand von Freiburg etwa 120 Personen, Zigeuner und nichtzigeunerische Landfahrer je getrennt auf einem Lagerplatz, in Wohnwagen, ausrangierten Bussen und selbstgebauten Hütten. Es gab für beide Lagerplätze nur eine Wasserzapfstelle, Stromanschluß war nicht vorhanden. 1964 war die Zahl der Bewohner auf 250 angestiegen. Im selben Jahre sah ein Gemeinderatsbeschluß die Errichtung von sechs Baracken auf einem zwei Kilometer vom bewohnten Stadtgebiet entfernten Rieselfeld für Abwässer vor. 1965 wurden dorthin 43 Familien mit 194 Personen in

festen Unterkünften, 18 Familien mit 63 Personen in noch fahrbare Wohnwagen umgesiedelt. Die Siedlung war als Übergangslösung vorgesehen, besaß aber Wasserleitung, Toilette, Waschhaus, Abstellboxen, Müllabfuhr, Schrottplatz und Stromversorgung. Platz und Zufahrtswege waren befestigt. Das Sozialamt beurteilte die Entwicklung dieses Projektes als günstig und als einen ersten Schritt zur sozialen Eingliederung der betroffenen Gruppe. Ein Kinderhort wurde eingerichtet, den das Freiburger Jugendhilfswerk (aus dem später das Nachbarschaftswerk Freiburg e. V. hervorging) übernahm. Mitarbeiter waren hauptamtliche Sozialarbeiter, Praktikanten und ehrenamtliche Helfer.

Die Zigeuner selbst waren mit dieser Unterbringung auf die Dauer nicht zufrieden. Das Verhältnis zu den nichtzigeunerischen Landfahrern blieb gespannt, und die Nähe zu dem Rieselfeld gefährdete die Gesundheit. Zunehmend wanderten Zigeunerfamilien in den Stadtteil Weingarten, in eine schon bestehende Siedlung in Stadtnähe ab, wo 1975 mittlerweile 35 Zigeunerfamilien, 10 Landfahrerefamilien und 37 sozial schwache Familien wohnten. Der Gemeinderat der Stadt Freiburg plante seit 1969 ein Neubauprojekt auf stadteigenem Gebiet für alle betroffenen Gruppen. Es wurde eine schul- und sozialpädagogisch kombinierte Erziehungs-, Ausbildungs- und Bildungsinstitution offener, halboffener und geschlossener Form vorgesehen, in der staatliche Sonderschul- und Vorschulerziehungskräfte, sozialpädagogische Fachkräfte, fachlich geschulte ehrenamtliche Kräfte, Mitarbeiter der Bürger- und Kirchengemeinden, kommunale Sozialarbeiter, Erziehungs- und Berufsberater gezielte Förderung und Hilfe leisten sollen.

1972 wurde mit dem Bau des sozialpädagogischen Zentrums begonnen, 1973 wurde es fertiggestellt und als ‚Haus Weingarten‘ mit der Wahrnehmung der genannten Aufgaben betraut. Es gehörte dazu auch eine Sonderschule mit Versuchscharakter, welcher 1974 noch ein Sonderschulkindergarten angegliedert wurde. Insgesamt waren 500 Kinder und Jugendliche und 270 Erwachsene zu betreuen. Gleichzeitig wurde die Planung eines Wohnbauprojektes betrieben, in dem die Zigeuner, Landfahrer und Problemfamilien zwar voneinander getrennt, aber insgesamt in das Wohngebiet eingebunden werden sollen, um auch die pädagogischen und sozialen Einrichtungen gemeinsam nutzen zu können. Für die Zigeuner wurde ein deutlich abgesetzter Wohnbereich in Form ein- und zweistöckiger Wohnungen mit getrennten Zugängen zu den einzelnen Geschossen vorgesehen.

Die Siedlung war nicht als ‚Sonderklinik‘ mit dem traditionellen Dreistufensystem, sondern als ein normales Wohn- und Lebensgebiet mit gesellschaftlicher Aufwertungstendenz vorgesehen. Von großer Wichtigkeit scheint es, daß die Bewohner der Siedlung in die Neuplanung einbezogen wurden und ein Mitspracherecht erhielten. 1974 waren die Planungen abgeschlossen, und es wurde die Erstellung von 83 Wohnungen ins Auge gefaßt.

Das Freiburger Modell weist eine Reihe sehr positiv zu bewertender Ansätze auf: Einmal ist hier die Beteiligung der Betroffenen an der Planung der Wohnung und in der pädagogischen Betreuung zu nennen. Hervorzuheben ist auch die Orientierung an der Lebenswelt der Zigeuner mit ihren praktischen Bedürfnissen. Für Zigeunerkinder und -jugendliche werden Anlernkurse zur Berufsfindung durchgeführt, wobei die Berufsfelder ‚Schrottnen‘ und ‚Möbelhandel‘ bevorzugt behandelt werden. Sozialarbeiter gehen mit den Jugendlichen auf Handel! Es ist für die Zukunft daran gedacht, Zigeuner auch als Lehrer im sozialpädagogischen Zentrum einzustellen, um sowohl das Romani zu lehren als auch ein eigenes Kulturbewußtseins aufzubauen. Damit würde das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ realisiert.

Auch die Kooperation aller an diesen betreuenden Maßnahmen Beteiligten verdient besonders genannt zu werden, wenn es auch schwierig sein mag, die dafür geeigneten Personen zu finden. Die an diesem Modell anzumeldende Kritik geht davon aus, daß zwar am Anfang der Planungen die Andersartigkeit der Zigeuner und Landfahrer betont wurde, die späteren Überlegungen aber sich an sozialen Kategorien wie Unterschicht, Mittelschicht, Oberschicht, Bildungsbarrieren, milieubedingte Defizite, kompensatorische Erziehung u. a. orientierten. Der Aspekt der zigeunerischen Eigenkultur tritt in den Zielvorstellungen des sozialpädagogischen Zentrums und der zugehörigen Sonderschule zu sehr in den Hintergrund.

In Köln-Thenhoven entwickelte sich die Situation in ähnlicher Weise. Hier lebten von 1958 bis 1975 Zigeuner auf einem ähnlichen Lagerplatz in ausgedienten Eisenbahnwaggons in Gemeinschaft mit Nichtzigeunern: 18 Familien nicht seßhafte Sintis, 7 Familien nur im Sommer reisende Sintis, 9 Familien der Lalleri-Sippe (mit Ausnahme einiger Wintermonate ganzjährig unterwegs), 3 jenische Familien (Sommerreisende), 24 Kölner Bürger in 7 Haushaltungen, insgesamt also 108 Erwachsene, 8 Jugendliche und 130 Kinder.

Bis 1971 verringerte sich die Zahl der Bewohner auf 130. Die Betreuung der Familien wurde

vom Sozialdienst Katholischer Männer durchgeführt. Unter sehr primitiven Verhältnissen (Stromanschluß, mehrere Wasserzapfstellen, Toiletten, Schrottplatz und eine Spielstube, die gleichzeitig als Jugend- und Versammlungsraum diente, waren vorhanden) wurde hier gemeinschafts- und identitätsfördernde Arbeit geleistet. 1975 zogen 18 Zigeunerfamilien in eine nahe am Ortskern von Thenhoven errichtete neue Siedlung (mit Spielstube und Jugendzentrum) ein. Die flankierenden Maßnahmen, wie sie das Freiburger Modell vorsieht, sind hier wesentlich auf das Kindesalter eingeschränkt. Den Jugendlichen und Erwachse-

nen wird nicht in der Weise wie in Freiburg Hilfe zur Selbsthilfe angeboten.

Gewiß bedeutet die Arbeit, die von kirchlichen Organisationen hier gegenwärtig geleistet wird, für die Zigeuner einen wertvollen Dienst. Aber die Gefahr, angesichts der Schwierigkeit, in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation die eigene Kultur geltend zu machen, zu resignieren und sich in Abhängigkeit zu den sozialen Institutionen zu begeben, ist groß. Nur wenigen mag es gelingen, diesem negativen Trend entgegenzuwirken, wenn nicht auch von der gesamten nichtzigeunerischen Bevölkerung vielfältige Kontakte zu ihnen geknüpft werden.

Bibliographie

Andersen, Kirsten, G. Sigøjnere Vojens, Dänemark 1971,
 Arnold, Hermann: Die Zigeuner — Herkunft und Leben der Stämme im deutschen Sprachgebiet, Freiburg i. Br. 1965,
 Barthelemy, Andre: Etre Gitan Aujourd'hui, in: Etudes Tsiganes Nr. 1/1980, 26. Jg.
 Black, Georg F.: A. Gipsy Bibliography (Provisional issue), Edinburg 1909,
 Block, Martin: Zigeuner. Ihr Leben und ihre Seele, Leipzig 1936,
 Bruder, Günther: Partizipation bei der Wohnungsplanung — am Beispiel einer Obdachlosensiedlung, Freiburg 1976 (Magisterarbeit der philos. Fakultät Freiburg),
 Clebert, Juan Paul: Les Tsiganes, Paris 1961,
 Ders.: Tsiganes et Gitans, 1975,
 Ders.: Das Volk der Zigeuner, Stuttgart 1964,
 Colinon, Maurice: Les Gitans, Mane/France 1975,
 Daettwyler, Otto und Maximoff, Matéo: Tsiganes — Wanderndes Volk auf endloser Straße, Zürich 1959,
 Döring, Hans-Joachim: Die Zigeuner im nationalsozialistischen Staat, Hamburg 1964,
 Fischer, Jutta: Zigeuner in der Bundesrepublik Deutschland — Soziale Lage einer Subkultur, Köln 1975 (Diplomarbeit an der Abteilung für Heilpädagogik der Pädagogischen Hochschule Rheinland),
 Golowin, Sergius: Zigeuner — Magie im Alpenland, Stuttgart 1973,
 Hundsalz, Andreas: Stand der Forschung über Zigeuner und Landfahrer. Schriftenreihe des Bundesmin. f. Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 64, Stuttgart 1978,
 Jochimsen, Lukrezia: Zigeuner heute — Untersuchungen einer Außenseitergruppe in einer deutschen Mittelstadt, Stuttgart 1963,
 Kochanowski, Vania: The Intricacies of Gipsy Speech, in: Chaman Lal, Gipsies, S. 137ff.
 Knobloch, Johann: Romani-Texte aus dem Burgenland. Berichte, Erzählungen und Märchen der burgenländischen Zigeuner, aufgezeichnet, übersetzt

und mit sprachlichen Bemerkungen versehen. Burgenländische Forschungen (herausgegeben vom Landesarchiv und Landesmuseum), Heft 24, Eisenstadt 1953,

Ders.: Bausteine zur Lexikographie der Zigeuner-dialekte. Anthropos-Sonderdruck, Bd. 59, 1964,
 Lal, Chaman, T.: Zigeuner-Saga, Freiburg 1969,
 New Dehli 1969,

Liegeois, J. P.: Les Tsiganes, Paris 1971,
 Miklosich, Franz Xaver, von: Über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas, Wien 1880,

Mode, H. und Wölffling, S.: Zigeuner — Der Weg eines Volkes in Deutschland, Leipzig 1968,

Münster, T.: Zigeuner-Saga, Freiburg 1969,
 Pankok, Otto: Zigeuner, Düsseldorf 1958,
 Pott, A. F.: Die Zigeuner in Europa und Asien — Ethnologisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, Halle 1845, Leipzig 1964 (Nachdruck),

Schöpe, Joachim, Weiß, Hans-Peter: Zur Beschulung marginaler Bevölkerungsgruppen, dargestellt am Beispiel der Zigeuner in der Bundesrepublik Deutschland. Staatsexamensarbeit an der Abt. für Heilpädagogik der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Köln 1977,

Sobeck, Silvia: Zur Entwicklungsgeschichte des neuen Zigeuner-Wohnungsprojektes Köln — Thenhoven, Fortuinweg — Empirische Aufzeichnungen eines Integrationsversuchs aus dem Jahre 1972, Köln 1972 (unveröffentl. Manuskript),

Starkie, W.: Auf Zigeunerspur — Von Magie und Musik, Spiel und Kult der Zigeuner in Geschichte und Gegenwart, München 1957,

Ville, F. de: Tsiganes — Témoins de temps, Bruxelles 1956,

Weiler, Margret: Zur Frage der Integration der Zigeuner in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1979 (Diss.),

Wijk, W. van: Sociological Study of the Gypsies — Being a classificatory account of the Gypsies mainly

based on material accumulated in the "Gypsy Lore Society", Philos. Diss. Zürich 1948,
Wilms, A., Karpati M. und Golowin, S.: Zigeuner, Zürich 1972,
Wlislocki, H., von: Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner — Grammatik, Wörterbuch, Leipzig 1884,
Ders.: Vom wandernden Zigeunervolk, Hamburg 1980,
Ders.: Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner — Darstellung aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte, Bd. 4, Münster 1891,
Ders.: Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner, Wien 1890,
Wolf, S.: Großes Wörterbuch der Zigeunersprache.

Wortschatz deutscher und anderer europäischer Zigeunerndialekte, Mannheim 1960,
Yours, J.: Die Zigeuner, Stuttgart 1970,
Zülch, Tilman (Hrsg.): In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Zur Situation der Roma (Zigeuner) in Deutschland und Europa, Hamburg 1979,

Zeitschriften:

Journal of the Gypsy Lore Society:
old series: Edinburgh 1888—1892,
new series: Liverpool 1907—1916,
third series: Liverpool 1922—1975.
Studies Tsiganes (Bulletin de l'association des Etudes Tsiganes Paris, ab 1955.

Das Leben des Herrn Steinberger

Nachdem ich vor nahezu zwölf Jahren des öfteren das Wohnlager in Roggendorf-Thenhoven besucht hatte, rief mich Herr Lila Steinberger eines Tages in den von seiner Familie bewohnten, alten ausrangierten Eisenbahnwaggon. Wir kamen miteinander ins Gespräch. Es war der Anfang einer festen und tiefen Freundschaft. Später besuchten wir uns gegenseitig. Es entstand eine lebendige Bindung zur ganzen Sippe des Herrn Steinberger. Er besuchte mich mit seiner Kapelle, und wir musizierten zusammen. 1973 unternahm ich mit seinem Sohn eine Reise nach Frankreich zu Verwandten seiner Familie. Wir nahmen gemeinsam an Wallfahrten in Deutschland und Frankreich teil. Schließlich organisierten wir selbst mehrere Jahre hindurch für die Kölner Sinti-Sippe eine kleinere Wallfahrt zur alten Minoritenkirche in Seligenthal bei Siegburg. Die Wallfahrt lockte trotz ihres begrenzten Rahmens Sinti-Familien aus dem gesamten Gebiet der Bundesrepublik Deutschland und aus Frankreich an. Es war auch jedesmal ein Treffen von Zigeunern und Nicht-Zigeunern. Es wurde zusammen am Feuer gegessen und gefeiert mit Einheimischen und Fremden, Studenten und Interessierten. Mancher bleibende Kontakt ist daraus gewachsen. Eines Tages äußerte ich gegenüber meinem Freunde Lila den Gedanken, sein Leben mit seinen so erschütternden Ereignissen einmal aufzuzeichnen. Er stimmte zu. Wir setzten uns zusammen und er erzählte mir sein Leben. Wir nahmen seine Darstellung auf Tonband auf. Bei der schriftlichen Übertragung hielten wir uns eng an die mündliche Darstellung, um Unmittelbarkeit und Intensität zu erhalten. Bei der Lektüre sollte man berücksichtigen, daß die Muttersprache des Herrn Steinberger das Romanes ist und er die deutsche Sprache als Zweitsprache erlernt hat. Wenn dabei manchmal mit den grammatischen Regeln eigenwillig umgegangen wird, sollte man dieses immer als im Dienste der eigenständigen, unmittelbaren Aussage zu verstehen suchen.

Karl Jokisch

Also Carlo, ich möchte Dir mal meinen Lebenslauf erzählen. Ich stamme aus einer Musiker- und Artistenfamilie. Mein Vater war Zigeuner, Nomade natürlich, und wir reisten in vielen Gebieten in Deutschland: Baden-Württemberg und Bayern und auch hier in Rheinland-Westfalen. Auf einer dieser Reisen kam ich 1920 in Elsaß-Lothringen zur Welt.

Wir hatten aber einen festen Stammplatz hier in Köln, und zwar bezahlten wir dort monatlich 10 oder 20 Mark für den Standplatz über den Winter. Und dann verkaufte mein Vater die Pferde, weil die ja nur unnötig Futter und Unkosten machten, und im Frühjahr kauften wir uns neue. Ich ging mit 6 Jahren hier in Köln zur Schule und habe das Lesen und Schreiben gelernt, was mein Vater nicht konnte. Und, was ich noch erwähnen möchte, mein Vater war deutscher Soldat gewesen 1914/18 bei den 14er Husaren „Landgraf Friedrich“. In Kassel war er stationiert, machte den Rußland-Feldzug mit, er war 8 Jahre Soldat, 4 Jahre aktiv, 4 Jahre an der Front; er hat auch ein Leiden sich davon zugezogen, und zwar hat er erfrorene Füße und wehe Augen.

Wir reisten hier im ganzen Bundesgebiet, wie es früher hieß: Deutsches Reich, und fanden das Leben wunderbar. Mein Vater bestritt seinen Lebensunterhalt mit Pferdehandel und Musik. Diesen Beruf mochte ich. Dann kam ich hier nach Köln zur Schule. Nun lernte ich von meinem Vater die Musik und war dann auch

Mitglied, als ich erwachsen war, mit 16 oder 17 Jahren, der Reichsmusikkammer hier in Köln. Mein Vater auch. Dann kam das Dritte Reich 1933, und da war es dann für uns schon etwas schlechter — im Anfang nicht, aber später, 1937, mußten wir dann unterschreiben, daß wir nicht mehr reisen dürfen. So wurde für uns in Köln-Bickendorf ein großer Lagerplatz errichtet. Da fuhren wir mit unseren Wagen hin, aber mit dem Reisen war es aus. 1938 fing es dann schon an, daß wir verfolgt wurden, eigentlich schon 1937. Dann kamen mein Bruder und verschiedene andere Stammesbrüder; weil sie nicht nachweisen konnten, von was sie leben, nach Oranienburg bei Berlin.

Mein Bruder war jedoch nicht asozial, er machte Körbe und Blumentische, die er natürlich verkaufte, aber er ließ sich nichts Schriftliches geben, und dadurch konnte er nicht nachweisen, von was er lebte, und deswegen kam er dorthin. Mein Vater sagte dann: „Hier in diesem Lagerleben, da ist es zu unsicher. Am besten ist, wir nehmen uns eine Wohnung.“ Also hat mein Vater eine Wohnung fertiggestellt in Köln, AgrippasträÙe 64, Altstadt. Eines Tages wollte ich meine Beiträge bezahlen bei der Reichsmusikkammer. Aber wir wurden nicht mehr dort in Betracht gezogen als Musiker. Uns wurde gesagt, wir müÙten was Besseres tun, Musik wäre keine Arbeit.

Dann mußten wir am gleichen Tag noch zum Arbeitsamt gehen. Die wußten schon Be-

scheid, als wir dort ankamen, und wiesen uns dann eine Arbeit zu. Ich kam zu der Firma Schwärm & Lange, Hoch-Tief-Eisen- und Betonbau. Mein Vater kam zum Reichsautobahn-Straßenbau der Firma Simon Wassermann, oder so ähnlich hieß diese Firma damals. Nun führten wir ein geregeltes Leben, so wie jeder deutsche Bürger. Wir gingen pünktlich und regelmäßig arbeiten, auch mein ältester Bruder, dessen Frau kurz vorher gestorben war. Dessen drei Kinder, die mit uns zusammenwohnten, zog meine Mutter groß. Wir fanden das, weil es keinen anderen Ausweg mehr gab, für gut, daß mer so arbeiteten, anders gings ja auch nicht, was sollte mer machen. Hauptsach, wenn mer in Ruhe gelassen wird.

Dann kam die Kristallnacht 1938, und kurz danach fing es dann auch an mit den Zigeunern. Lokale, wo mer verkehrten, auch unser gutes Geld hinbrachten, wurden mit einem Schild belegt: „Für Juden und Zigeuner das Betreten des Lokals verboten!“ Aber die Wirtin selber, die hatte nichts dagegen, wenn wir trotzdem unser Bier tranken. Nämlich sie tat uns nichts, sie hat uns auch gesagt, die Bierbrauerei hat das gemacht.

Danach war es für uns schon etwas schlechter. Der Bruder befand sich immer noch im KZ in Oranienburg. Ich war noch bei dieser Firma: Am Anfang kam ich nicht gleich an die Schaufel, weil der Polier Verständnis für mich als Musiker hatte. So mußte ich dann mit zwei Kollegen, deutschen Kollegen, Loren drücken und Beton aufkippen. Das tat ich sehr gut, und deswegen erhöhte sich mein Lohn von 66 Pf oder 68 Pf, ich bekam als höchsten Stundenlohn nachher 72 Pf. Ich verdiente bei 48¹/₂ Stunden an die 35 Mark. Anno dazumal war das schönes Geld. Und man konnte sich was dafür kaufen. Auf dieser Baustelle, Ehrenfelder Gürtel, wurden die Bahnbogen von der Bahn, wo der D-Zug darübereinst nach dem Nord-Bahnhof, zubetoniert, weil da schon irgendwie was im Gange war mit dem Kriege. Und das sollte dann schon nicht gleich in Stücke zerrissen werden, deshalb wurde diese Brücke zubetoniert. Wir waren so ca. 80 bis 120 Mann, und ein großer Bogen war unser Umkleideraum, in dem wir uns auch zur Kaffeepause und zum Mittagessen aufhielten. Es fehlte immer etwas, Lebensmittel, Zigarettenpapier, Tabak und dergleichen, und ich als einziger Zigeuner wurde dann immer von oben bis unten, von der Seite angeschaut; das war mir so lästig und so peinlich; aber ich mußte mir dies eben gefallen lassen.

Aber eines schönen Tages war Freitag, und ich bekam dann Geld. Kurz vor Feierabend. Der Bauführer Schöllner kam mit dem Motorrad

und brachte das Geld. Ich fuhr mit dem Rad über den Ehrenfelder Gürtel bis nach Köln, Agrippasträße. Das war ein schöner Weg. Aber so weit kam ich nicht, ich hatte einen Plattfuß am Fahrrad; da habe ich mich auf die Brücke hingesezt und hab das Rad geflickt. Auf der Baustelle war kein Mensch mehr. Ich fuhr und sah dann aufm Boden eine Lohntüte liegen. Ich war schon ein Stück vorbei; aber als ob mir einer jesagt hätte, da muß doch noch was drin sein, fuhr ich wieder zurück und fand eine volle Lohntüte. Und diese Lohntüte war ausgerechnet, wie durch einen Zufall, von meinem Arbeitskollegen, der mit mir zusammen arbeitete an der Betonmaschine. Aber ich konnte ihm das Geld am Freitag nicht bringen, weil, auf der Tüte keine Anschrift draufstand und ich nicht wußte, wo er wohnte. Ich mußte das Geld festhalten bis Sonnabend, da wurde nur einen halben Tag gearbeitet. Und morgens früh kam der Müller, so hieß er, der Arbeitskollege, und er hatte ein sehr trauriges Gesicht, als wenn es am regnen wär. Ich ging zu ihm und fragte: „Müller, fehlt Dir was, bist Du krank?“ „Nein“, sagt er, „ich bin nie krank, sondern mir ist was Trauriges passiert. Ich habe gestern das Geld mitgenommen von der Baustelle, ich habe es eingesteckt. Und als ich nach Hause kam und der Frau das Geld geben wollte, da war es nicht mehr da!“ Ich ließ ihn noch ne Weile zappeln, weil ich ja jung war. Ich wollte nur mal schauen, was er macht, und da sagt er: „Am schlimmsten is es ja, daß meine Frau schon alles im voraus sich hat aufschreiben lassen, die Lebensmittel..., und jetzt bricht auch noch die Miete herein und das Wasser und der Strom sind zu bezahlen, und jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich anfangen soll. Ich muß jetzt den Gürtel enger schnallen, kann mir nichts mehr erlauben.“ Daraufhin nahm ich die Lohntüte und wollte sie ihm überreichen und sagte: „Ach Müller, wissen Sie, mein Vater arbeitet, mein ältester Bruder arbeitet, es geht alles in einen Topf, wir haben zu Hause zu essen. Da will ich Dir aushelfen. Hier hast Du meine Lohntüte“. Aber er war sehr anständig, er wollte diese Lohntüte von mir nicht haben, obwohl es ja seine war, aber das wußte er noch nicht. Und er sagte: „Nein, das kommt gar nicht in Frage, lieber lasse ich mich verhungern. Das dulde ich nicht, Du hast dafür schwer gearbeitet, das kommt gar nicht in Frage.“ Dann sagte ich ihm: „Schau mal wenigstens, was auf dieser Lohntüte draufsteht.“ Er nahm die Lohntüte. Mindestens eine Minute konnte er nicht mehr antworten und machte die Lohntüte auf und — nahm ein Trinkgeld raus, das wollte er mir absolut geben, es waren zwei oder drei Mark, damals war das viel. Ich wollte es nicht anneh-

men, aber er sagte zu mir, ich wär sein Freund nich mehr, wenn ich das nicht mache. Und dann hat er mich festgehalten und hat mir das in die Tasche geschoben. Für mich war der Fall erledigt; er hat sein Geld und ich war froh, daß es so gekommen ist, denn er war ein guter Mann.

Und was war für mich dann das Ende? Um neun Uhr hatten wir Kaffeepause; in diesem Bogen; da saßen so ungefähr an die 70, 80 Mann. Er stand auf und stellte sich dort auf eine Bank und schrie dort in den Raum: „Kameraden, alle mal herhören! Mir ist was Peinliches gestern passiert. Ich habe vom Bauführer das Geld bekommen...“ Und erzählte dann diese ganze Geschichte, daß seine Frau schon alles hat aufschreiben lassen und all dieses und die Miete und der Strom, und er wäre beinahe einem Nervenzusammenbruch nahe gewesen und hätte sich nicht mehr zu helfen gewußt. „Und heute morgen kam ein ehrlicher Finder und gab mir dieses Geld. Er wollte es mir schon gestern geben, aber er wußte nicht, wo ich wohne, und hat es mir heute morgen gegeben. Also, Kameraden, ich möchte keinen von Euch in Zweifel stellen, aber es wäre vielleicht nicht verwunderlich gewesen, Ihr hättet mir das Geld nicht mehr zurückgegeben. Aber ich will Euch jetzt sagen, wer der ehrliche Finder hier unter uns ist. Dort sitzt er!“, und zeigte mit dem Finger auf mich. Und alle, alle waren erstaunt. Jetzt fielen von mir all diese Verdächtigungen — Zigarettenpapier, Tabak und alles, was noch dazu gehörte, Butterbrote und was da noch entwendet worden ist, war mit einem Schlag von mir alles weg. Und die waren *alle* freundlich zu mir, alle Arbeitskameraden. Ich gehörte dann zu einer Gruppe, sieben Mann stark, zur Elite, wegen der guten Arbeit. Wir entluden auch Sonnabends die Waggons mit Zement. Ich hab mir die Schulter wundgeschuert und die Fingerspitzen. Das möchte ich nur mal erwähnen, was das für eine Arbeit war, bei der Firma Schwärm & Lange.

Weil ich nun diesem Mann das Geld zurückgegeben hatte, ließ mich der Chef von Schwärm & Lange zu sich rufen. Als ich dort oben hinkam, war da ein Sekretär, der war nicht so ganz besonders, aber jetzt war er freundlich mit mir. Ich mußte dann ein Augenblick Platz nehmen, dann nahm mich der Herr Schwärm in sein Büro und überreichte mir eine Zigarre und fing an: „Wir haben festgestellt, Herr Steinberger, Sie sind von Beruf Musiker, und — zeigen Sie mal Ihre Hände.“ Natürlich waren meine Hände mit Schwielen bedeckt, die Finger waren mehr viereckig als rund vor lauter Horn. „Wir haben uns gedacht, Ihnen eine leichtere Arbeit zu geben, damit

Sie auch noch ein bißchen üben können.“ Ich sagte: „Ja, die Musik ist mir verboten worden, darf ich nicht mehr machen. Zu Hause, für mich privat, fänd ich das sehr schön, aber, Herr Schwärm, ich werde diese Arbeit wahrscheinlich nicht annehmen. Diese leichte Arbeit. Wenn ich schon arbeite, muß ich auch was verdienen. Ich verdiene jetzt den höchsten Stundenlohn, 72 Pf, und bei einer leichten Arbeit werde ich das vielleicht nicht verdienen.“ Herr Schwärm war ein sehr gutmütiger Mensch und sagte zu mir: „Sie bekommen denselben Stundenlohn.“

So wurde ich als Vertrauensmann eingesetzt, eine schöne Arbeit: Ich mußte die kaputten Werkzeuge, Schaufeln und Spaten auf den Baustellen einsammeln und zur Schmiede bringen. Dort wurden sie wieder hergerichtet. Dann habe ich sie wieder auf die Baustellen gefahren, dort, wo sie gebraucht wurden, und Nägel und Draht und alles mögliche. An manchen Tagen war fast gar nichts zu tun, und so konnt ich es aushalten. Da hätt' ich alt werden können. Jetzt war aber folgendes: An einem schönen Tag bat ich die Firma, sie möchten doch einer Familie helfen. Da wäre nämlich die Familie meines Bruders, eine Frau und vier Kinder. Die würden in der Nähe von uns wohnen, auch in Köln, Agrippasträße, und die Mutter wußte nicht mehr, wie sie sich helfen soll, weil ja kein Mann mehr da ist; und die Arbeit, die dort in Oranienburg gemacht wird, wo mein Bruder sei, wäre doch vielleicht nicht so nützlich wie diese Arbeit, die wir hier in den Städten machen. Mer brauchen ja hier Luftschutzkeller, bauen Brücken und alles Mögliche. Das wäre doch von großem Nutzen, wäre wichtiger. Und mein Bruder sei ein großer, starker Mann, der für zwei arbeitet und noch besser wie jeder andere. Sagt er: „Herr Steinberger, wir machen das folgendermaßen: Der braucht nicht mehr zu arbeiten als Du geleist hast.“ Sage ich: „Und das kann er, weil er viel stärker ist. Und dann wäre dieser Familie geholfen. Ich bitte Sie ganz inbrünstig, Sie haben doch Einfluß!“ Er sagte, er will sich Mühe geben und versuchen, ihn dort rauszukriegen. Eines schönen Abends, als ich von einem kleinen Sparziengang nach Hause kam, waren noch alle wach. Als ich kam, haben sie das Licht ausgemacht, und ich kam da hinein, und da saß jemand, ich wünschte ihm guten Abend, da sagte die Mutter: „Schau mal, wer das ist“. Und dann hab ich ihn gesehen, da war mein Bruder. Also hab ich, mußte ich mich bei dieser Firma herzlich bedanken. Nun ging das Leben sauber und schön vorwärts. Er arbeitete bei uns und machte viele Überstunden, bei ihm gab's überhaupt keine Pause. Pünktlich und regelmäßig, auch wenn sonntags gearbeitet wur-

de, war er am Arbeitsplatz. Er war ein sehr, sehr tüchtiger Arbeiter. Der Polier sagte zu ihm: „Ja, Herr Steinberger, Sie verdienen ja soviel wie ich auch“, weil er so viele Überstunden machte, und es klappte, und es klappte.

Wir führten ein bürgerliches Leben, so wie jeder andere Kölner hier in der Stadt. Aber eines Tages passierte etwas: Das war im Maimonat, am 15. Mai. Wir wollten gerade morgens rausrücken. Mein Vater und meine Mutter und zwei Brüder und ich. Aber weit kamen wir nicht, denn da waren Leute von der Geheimen Staatspolizei, die uns den Auftrag gaben: „Heute braucht Ihr nicht mehr zu arbeiten, packt Eure Sachen, und gleich geht es weiter!“ Ja, wohin, das sagten sie nicht. Das war 1940. Wir durften nur ganz kleine Päckchen mitnehmen, und da blieben von meinem Vater zehn wertvolle Geigen, er war ja Musiker und Geigenhändler, und ein Kontrabaß und eine wunderbare Wiener Baß-Laute, das durften wir alles nicht mitnehmen, nur Kleinigkeiten. Löffel sowie Teller und Ofen und Schränke und Stühle, alles wurde notiert. Uns wurde gesagt: „Dort, wo Ihr hinkommt, wird alles nachgeschickt. Wäre dumm, wenn Ihr jetzt alles einpacken würdet. Laßt alles liegen, wir schicken Euch das alles nach.“ Das glaubten wir, aufs Wort.

Wir kamen dann in die Hallen dort am Rhein, die Messehallen. Wir mußten unsere Kleider, die wir am Leibe trugen, in Tragkörbe geben — vielleicht, daß die in den Kleidern rumsuchten, nach Wertsachen. Das Schlimmste und das Ordinärste, was man einem Zigeuner antun kann, ist, vor den Kindern und vor der Frau sich nackt sehen zu lassen. Wir kauerten uns alle auf einen Haufen zusammen, und das machten auch die Frauen, und die Frauen haben geheult, auch wir Männer weinten. Danach bekamen wir unsere Kleider wieder und konnten uns anziehen. Dann wurden wir einquartiert in Köln; in der Severinstraße war ein großes Haus, es nannte sich Vereinshaus. In diesem Hause befand sich noch nicht mal ein Stuhl, ganz zu schweigen von Tisch und Bett; es hatte sehr viele Zimmer. Dorthin kamen alle Zigeuner aus Rheinland-Westfalen. Die brachte man alle dort hinein. Etwas Brot, etwas Lebensmittel haben wir uns mitgenommen für die Kinder. Dort blieben wir drei Tage. Dort führte ich auch ein Gespräch mit einem Kriminalen mit Namen Jupp. Dieser Mann erklärte uns, dort, wo wir hinkommen würden, da wäre kein Krieg, da wäre es schön frei für uns, und wir können dort tun und lassen, was mir wollten, wir wären eine große Familie, und wir bekämen dort eine Kuh, damit die Kinder Milch hätten, ein kleines Häuschen. Das erste

Jahr bekämen wir zu essen, das zweite Jahr müßten wir selber anbauen. Und so haben sie uns betrogen und belogen.

Und dann ging dieser Transport nach Polen, Lageroff hieß das, an der russischen Grenze, und da war ein Fluß mit dem Namen Bug. Dort wurden wir in eine Remise zusammengepfercht und wußten überhaupt nicht mehr, was wir tun sollten. Denn Lager waren damals in Polen noch keine vorhanden. Da wurden wir dann eingeteilt und kamen nach Lublin, und da haben wir dann mithelfen müssen. Dann wurde noch ein Lager errichtet, und das war in Belcec. Dieses haben wir auch mit bauen müssen und aufräumen und einrichten müssen. Und dann kamen wir wieder zurück, es war ein Jahr vergangen. Es war dann 1941, kurz vor der Invasion der deutschen Wehrmacht. Wir wurden für den Straßenbau herangetrieben, Arbeitsfrontlager.

Bei dieser Arbeit wurde ich dann auch noch verletzt. Ich arbeitete mit meinen zwei Brüdern und noch zwei Männern aus Hamburg, auch Zigeuner, an einer Steinschlägermaschine. Die Steine mußten polnische Leute und Schulkinder — denen war es nicht mehr wichtig, in die Schule zu gehen, alle mußten mitarbeiten — auf den Feldern in Körbe sammeln und an die Straße bringen. Da war ein Pole, der hatte ein Panjewagen mit einem Pferd, und der mußte diese Steine zu dieser Steinschlägermaschine karren. Eines Tages kam dieser Pole nicht, weil er nämlich noch sein Feld zu bestellen hatte — es war schon Mai. Da gingen sie hin und steckten dem Mann das Haus an, das brannte ab. Da mußte der Mann mit seiner Familie so ungefähr an die 25 oder 30 km weiter bei seinem Vater hausen, und der Panjewagen, der wurde ihm abgenommen, den fuhr dann ein anderer Pole. Bei der Arbeit an der Maschine wurde ich verletzt. Ein großer Stein sprang oben aus der Steinschlägermaschine und fiel mir auf den Daumen mit großer Wucht; diese Narben habe ich ja heute noch. Zufällig war der Scharführer dabeigewesen, und der sagte mir, ich soll nach Korniza in das Dorf laufen, da wäre ein Arzt von der Wehrmacht. Dort wurde ich dann verbunden. Die Wehrmacht kam Tag und Nacht, Tag und Nacht rollten die Wagen und die Panzer. Da sagten selbst die Soldaten: „Jetzt geht es los mit Rußland!“

Wir kamen an einem Friedhof vorbei, da nahmen sie auch die Grabsteine; alles, was aus Stein war, haben sie zusammengerafft. Der Scharführer sagte: „Am 15. Mai muß diese Straße fertig sein, sonst gibts Genickschuß.“ Und da kannst Du Dir vorstellen, wie wir gewühlt haben. Alle arbeiteten: Jugendliche, Po-

len und Zigeuner. Dann war die Strecke fertig-gelegt, schätzungsweise vielleicht 60 km.

Ja ja, nun da war ein Jude am Steinhaufen, der Steine schlagen mußte, und da kam ein Vorarbeiter, ein Deutscher aus Württemberg. Die Firma war nämlich — Kirchhoff hieß diese Firma — aus Württemberg. Der Vorarbeiter wollte, daß der Jude da tüchtig reinschlägt mit dem Hammer; und der Jude konnte nicht mehr, weil er so krank war und so verhungert; und da preßte er ihm seinen Kopf in diesen Steinhaufen und nahm einen größeren Stein und schlug obendrauf, daß das Gehirn ihm aus dem Kopf quoll. Und wir zitterten am ganzen Körper. So etwas Unmenschliches anzuschauen!

Dann rollte die deutsche Wehrmacht, rollte und rollte. Ich war erstaunt; wie ist das möglich? Wo können die überhaupt noch hinfahren? Da müssen sie ja zweite und dritte Etagen bauen? So viele Menschen! Und eines Morgens, das war so ungefähr um halb drei, drei Uhr — um drei Uhr war es schon hell — da kam ein Fieseler Storch, ein Flugzeug, das lange Ausfahrbeine hatte, der flog über das Dorf und machte einen Höllenlärm. Wir wurden alle wach. Er landete auf einer provisorischen Notlandebahn direkt vor der Bucht und schoß Leuchtkugeln. Diese Kugeln haben wir gesehen, weil wir alle rausrannten, und als das passierte, ging es los. Nur noch ein Brausen und ein Getöse von Kanonen und Einschlägen. Sperrfeuer auf die andere Seite von der Bucht. Und das dauerte von drei Uhr morgens bis nachmittags in einem durch, ununterbrochen. Und dann rollten sie. Aber die fanden da drüben, wie die Soldaten uns erzählten, überhaupt keinen Widerstand. Da standen noch Züge mit Lebensmitteln und so Sachen. Die Soldaten, die hatten keine Absicht, sich irgendwie zur Wehr zu setzen, und dann marschierten sie am ersten Tag schon 36 km weit nach Rußland hinein, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Uns brachten sie nach Radom, weil wir hier nichts mehr zu suchen hatten. Radom war ja Operationsgebiet. Dort wurde ich zur Aufräumungskolonnie eingeteilt; meine zwei Brüder kamen zum Flughafen zur Arbeit; die Zigeuner wurden alle dort beschäftigt. Wir waren nicht direkt mit Juden zusammen, hatten aber ein Ghetto zusammen mit den Juden, nur eine Wand war dazwischen. Wir durften mit diesen dort nicht in Verbindung kommen. Dann kamen wir in eine Fabrik, stellten Waffen her, Maschinenpistolen und Karabiner, Munition nicht. Munition wurde in Bionki gemacht. Der Direktor von diesem Werk aus Österreich stellte fest, daß wir alle Musiker sind. Da nahm er uns diese Arbeit weg und gab uns eine Ar-

beit in der Scharfschleiferei, weil Musiker geschickte Hände haben. Aber ich kann Dir nur das eine sagen, es war keine schwere Arbeit, aber es war eine Präzisionsarbeit, und die war nicht ungefährlich; denn wenn man das nämlich nicht richtig brachte, wie es sich nun gehörte, dann konnte das als Sabotage hingestellt werden. Es waren solche kleine Spiralbohrer, wie Streichhölzer so dick, und wenn man daran sehr drückte, war der ganze Bohrer hin. Das war hauchdünn alles nur, hauchdünn. Nachher war ich einer von den besten Arbeitern. Der Betriebsleiter, der war schon vor dem Kriege da, der konnte auch deutsch, der sagte zu mir, wenn ich vor dem Kriege bei ihm gearbeitet hätte, wär ich ein sehr gut bezahlter Mann gewesen, weil ich diese Arbeit so gut mache.

Dort verblieben wir mehr als ein Jahr. Aber es ist dann auch dort etwas passiert. 1943 gingen sie an mit der Totalvernichtung von Juden und Zigeunern; sie nahmen hier aus Radom über 120 oder 130 Personen, Frauen, Kinder und Männer, und sperrten sie ein. Da war eine Familie, die hatte 14 Personen: Töchter und Söhne, Schwiegertöchter, Schwiegersöhne und Enkelkinder. Keiner blieb von diesen am Leben, nur die zwei alten Leute, Vater und Mutter, weil nämlich der Vater bei uns im Werk war, blieb er verschont. Und wir blieben verschont, weil wir tüchtige Arbeiter waren; die konnten sie nicht ersetzen. Wir durften am Leben bleiben, aber die anderen würden in einen großen Wald gefahren, dort haben die ihr eigenes Grab schaufeln müssen. Es war meine Tante, es war mein Onkel, der Onkel von meinem Vater, Cousins und Cousins, es waren viele Angehörige. Und die mußten ihr Grab schaufeln, dann wurden sie erschossen unten in diesem Wald und dort verscharrt.

Und der Mann, dem die 14 Angehörigen fehlten, die Familie, der wurde wahnsinnig. Er lief rum, draußen, und fragte und fragte; er konnte perfekt polnisch, und da war es für ihn eine Leichtigkeit, die Leute zu finden. Nach zwei oder drei Tagen, da fand er ein kleines Bauernhaus, ging dort hin und fragte. Ein Mann sagte ihm: „Ja, es war morgens so gegen drei oder halb vier, da fuhren vier Lastwagen, drei Lastwagen voll Menschen und ein Lastwagen voll Polizei und Soldaten. Und dann fuhren sie in den Wald, und nach einer Weile habe ich auch viele schreien gehört und Weinen und Lärm und, und — auch viele Schüsse.“ Und dann ging er dorthin, und da sah er nur noch dieses Grab. Er sammelte dort ein, Tag und Nacht. Da waren Löffel, da waren Fetzen von den Kleidern, Knöpfe, Haarspangen und andere Kleinigkeiten. Die sammelte er alle ein und brachte sich nach Radom und zeigte sie uns. Und viele

erkannten diese kleinen Utensilien. Da wußten wir Bescheid, was los war.

Dann haben sie uns wieder aus dieser Fabrik rausgenommen und uns weggebracht, aber nur die Arbeiter. Wir sollten auf der anderen Seite von der Weichsel alles abrasieren, was dort nur steht an Weiden, Hecken und an Bäumen, damit, wenn es losgeht, wann die Russen kommen, die keine Deckung da drüben haben. Und das haben wir dann auch gemacht. Wir hatten dort ein Zeltlager aufgebaut, bewacht von Polizei und Soldaten. Unterwegs, das möchte ich Dir noch erzählen, da kam dieser Transport. Bei einer Brücke hielten sie an und tankten Wasser. Da sprang ein polnisches Mädchen vom Auto und lief. Da rief der Scharführer: „Halt, stehenbleiben!“ Und das Mädchen hörte nicht, da schoß er eine Garbe, und das Mädchen lag dort unten am Bach auf der Wiese ausgestreckt und tot. Als ob es ihm ganz gleich gewesen wäre, wir waren erstaunt!

Drei Tage waren wir dort, haben auf der anderen Seite ziemlich alles abgehackt und abgesägt, und dann wollten wir morgens wieder rausrücken, da schossen die von der anderen Seite. Entweder waren es Partisanen oder die Russen. Da bauten die alles ab und machten sich dünn. Granaten schlugen ein, einige, aber dann hörte es gleich wieder auf. Die deutsche Wehrmacht und die SS-Division habe ich auch gesehen, die gingen nach vorn, aber es kam keine Antwort mehr, da nahmen sie uns mit auf die Lastwagen und brachten uns wieder nach Radom. Aber Radom war auch schon wieder Operationsgebiet, und alle Deutschen, die dort wohnten, mußten gehn. Und da haben sie uns auch eingepfercht und brachten uns nach Tschenschostchau, da war wieder ein Lager. Wir rückten morgens raus und bauten Bunker, Schützengräben, alles mögliche. Wir waren vorwiegend im Wald und sägten die Bäume ab; was da für ein Schaden gemacht wurde, das ist nicht zu beschreiben.

Dann machten sich die Soldaten auf den Weg für den Rückzug. Und natürlich, wir blieben dort, uns befreiten die Russen. Ja, und wir zogen dann immer hinterher. Ein Junge von uns, ein kleiner Junge, der blieb zurück, und deswegen haben wir die anderen verloren, da waren die nachher ganz allein. Der Junge war bei Bauern, hatte sich hingesetzt und hat die Füße wund gehabt. Da hat mein Bruder ihn auf die Schultern genommen und hat ihn getragen. Wir trafen die anderen nicht mehr. Wie ich später erfuhr, hatten die sich in Tschenschostchau versteckt in leeren Wohnungen, und wir, wir wußten nicht wohin. Da habe ich nachher noch meine Mutter verloren bei einem Angriff deutscher Flugzeuge.

In der Nähe stand ein Gebäude, da waren Lebensmittel drin für das ganze Gouvernement Polen, und da fuhren sogar Züge hinein, und das war gestoppt voll von oben bis unten, alles mit Lebensmitteln. Sachen, die man draußen niemals hätte erlangen können; da drin war Schokolade in Dosen, ja, und das wollten die Deutschen nicht hergeben, und dann kamen sie und bombardierten und beschossen alles von oben runter; damals lag Schnee, und da haben wir uns drunter verkrochen. Und die Garben, die schlugen bei uns ein; alles was sich bewegte, da haben die draufgeschossen.

Danach nahmen wir uns einen Wagen, auf den schmissen wir alles drauf, auch die Kinder hatten noch Platz. Und ich hörte von einer Kutsche, die stand drüben auf einem Hof, da lief ich rüber und nahm die zwei Pferde und spannte die an. Jetzt hatten wir ein Fuhrwerk. Jetzt konnte uns nichts mehr stören, dachte ich. Es war aber der Untergang, Carlo. Wir kamen dann bis auf diese Panzergrabenholzbrücke, Notbrücke, und dort, dort standen die Russen und wußten nicht, was mit der Brücke los ist, ob die nun jetzt hochgeht, und dann gingen wir darüber. Davor lagen aber zwei Panzer, das haben wir selber gesehen, die waren von Kosaken, die bei der deutschen Wehrmacht geholfen haben, in die Luft gesprengt worden. Da wußte der dritte deutsche Panzer, daß dies von einem Hinterhalt kommt, von einem Haus, und der Panzer schoß mit Brandmunition in dieses Haus, da ging es in Flammen auf, diese Scheune, und die Kosaken dort sprangen auf die Pferde, aber das Maschinengewehr vom Panzer schoß noch ein Pferd weg. Und natürlich sind durch diesen Beschuß unsere zwei Pferde wild geworden. Wir haben gerufen: „Alles runterspringen!“ Da sind die Kinder und alle runtergeflogen und mein Bruder, der fiel auf den Boden, alles verfroren und spiegelglatt. Ich hatte noch so KZ-Schuhe an, unten mit Holz, und das rutschte wie Ski weg; für mich war es nicht mehr möglich, da noch etwas zu machen, man war machtlos. Der andere Bruder, der flog zwischen die Pferde, hing am Rad, der wurde mitgeschleift, und dann habe ich gerade noch den einen Sohn von meinem Bruder fangen können, sonst wäre der auch noch draufgeblieben. Alles, was wir hatten, alles, was wir besaßen — wir hatten noch Lebensmittel, die wir unterwegs gefunden hatten —, alles war weg. Decken, alles war weg. Der Wagen, der war zusammengebrochen, und die Pferde, die wurden dann von polnischen Soldaten geschnappt, und da waren die auch weg.

Wir kamen dann an einer Kaserne vorbei, die war von den Deutschen. Da habe ich zu dem einen Jungen gesagt: „Wir gehn da rein und

wollen versuchen, daß wir dort vielleicht ein paar Decken kriegen. Vielleicht liegt noch was drin." Da haben die Polen uns gewarnt, da sollten wir nicht reingehen; es sei alles beschlagnahmt von den Russen. Ja, was nutzte das alles, wir mußten doch was zum Zudecken haben, es war Januar, 28/30° Kälte. Und dann gingen wir dort hinein und haben Decken rausgenommen, mehrere Decken, und fanden auch noch Karnickelfelle, aus denen Handschuhe und Ohrenschützer gemacht wurden. Davon nahmen wir auch noch ein paar mit und damit haben wir die Kinder verkleidet. Da sahen die Kinder aus wie Eskimos, so etwas, so ein Bild gibt es ja gar nicht mehr, so armselig sahen sie aus, Carlo, und dann alles Lumpen, Hosen von großen Männern haben wir unten abgeschnitten und haben sie unten mit Schnüren zugebunden, Schuhe, solche, die wir gefunden haben, alles haben wir ihnen angezogen, damit sie uns nicht erfrieren.

Und dann gingen wir zu Fuß, Carlo, in dem Schnee, und dann kamen wir in Oberschlesien an, in Oberschlesien! Diese Strecke von da bis dort, das kann man alles so schnell erzählen, dauerte aber Wochen! Das dauerte ja Wochen, bis wir dort ankamen. Was wir dann alles dazwischen mitgemacht haben! Da haben wir einen General im Schlitten und seine Armee mit Pferden getroffen, das waren sehr wahrscheinlich Kosaken. Der General, der lachte sich einen schiefen Bauch über die Kinder! Wie ist das möglich, waren ja auch mehrere Kinder, waren ja an die 12/13, wenn nicht mehr.

Kamen ab und zu auch wieder die deutschen Flugzeuge, die schossen auf die Russen, da mußten wir immer von der Straße weg und unter die Bäume und Eis und Schnee, das flog in der Luft herum. Ein Kradfahrer, der kam, ein Russe, und wir stellten uns unter einen Baum, der war gerade richtig, sonst wären wir vielleicht drangewesen, und der fuhr mit dem Motorrad. Da schoß das deutsche Flugzeug auf ihn, er stürzte vom Motorrad, ist ihm aber nix passiert, er hat sich in den Chausseegraben reingerollt, in den Schnee, und dann fing er noch an ... also wir wären deutsche Schweine. Ja, und wir gingen immer weiter.

Jetzt waren wir in Oberschlesien, da habe ich zu meinen Brüdern gesagt, hier können wir uns doch wenigstens mit den Leuten verständigen, nicht? Hier kann man doch etwas verlangen, hier kann man doch was sagen. Wir hatten ja vor, bis Frankfurt an der Oder zu kommen, dort bleiben und versuchen, etwas zu arbeiten, bis der Krieg beendet ist, dann gehen wir weiter nach Köln. Denn wir haben schon im Lager damals vereinbart, sollte jemand von uns hier lebend raus kommen und werden wir

auseinandergerissen, eine Gruppe geht da und eine Gruppe geht dort. Die frugen ja nicht, ist dies ein Verwandter, ist das der Vater? Dann treffen mer uns in Köln, das ham mer vereinbart. Gut! Und in Frankfurt, da wollten wir dann vorübergehend bleiben.

Abends kamen wir in ein leeres Haus. Da drin waren Kohlen und Holz, und ein Ofen war da drin, den haben wir angemacht, hm, hatten wir uns noch so Hindenburglichter organisiert, die haben wir auch angemacht, Kartoffeln dort gekocht. Es wurde morgens. Wir beeilten uns mit aller Kraft, damit wir nach Frankfurt konnten, obwohl in manchen Städten noch Widerstand geleistet wurde. In Beuthen z. B., in Hindenburg, da wurde noch schwer geschossen. Aber wir wollten jetzt endlich mal frei sein und hier raus. Ich und mein Bruder gingen als erste aus dem Haus, morgens, und standen schon auf der Straße. Carlo, und das war das Unglück! Denn wären wir nur eine Minute noch in dem Haus geblieben, wären die zwei Russen mit den Gefangenen, die sie bei sich hatten, vorbeimarschiert. Ja, das waren Zivile, die sie dort aus diesen Häusern festnahmen. Ja, und wir dazu. „Also dawai, dawai“, ja, wir sollten uns dort anschließen. Hab ich zu dem Russen gesagt: „Ja, wir gehören ja garnicht dazu, wir kommen aus dem Lager! Nich? Ihr Russen habt uns ja befreit, wollt Ihr uns wieder festnehmen?“ Der verstand das nur nicht, und da sagte der Deutsche, der Oberschlesier: „Das könnt Ihr denen gar nicht klarmachen. Am besten, Ihr kommt mit, und das sagt Ihr dem Kommandanten.“ Da gingen wir mit. Wir haben aber nicht verraten, daß da noch mehr drin sind in dem Haus, sonst wären die ja auch noch mit dabeigewesen, verstehst Du? „Jetzt komm mal mit,“ sagte ich zu meinem Bruder, „der versteht bestimmt Deutsch, der ist ein Dolmetscher, der wird uns ja dieses und jenes sagen.“ Na schön, wir gingen mit. Diese zwei brachten uns aber nicht zum Kommandanten, sondern die brachten uns zum Güterbahnhof, in Toss war nämlich ein Gleis, und dort, Carlo, waren Fässer, verstehst Du, solche großen Fässer, und da war Monopol-Spirit drin, 96 %igen Schnaps und Wodka war da drin! Ein Lastwagen kam und holte fünf neue Fässer. Aber jetzt, wo bleibt denn da ne Pumpe? Nix da! Wir bekamen einen Eimer und einen Draht. Ich war der Jüngste, ich mußte da oben hin. Da war eine Plattform, wo ich mich draufstellen konnte. Da drin, Carlo, wenn ich dort reingestürzt wäre, wäre ich weg gewesen, so tief war das, nich? Ja, da waren so 10 000 Liter drin. Jetzt kannst Dir vorstellen, Carlo, wie das damals war: Mit dem Eimer, ein scharfer Wind, und die Gefangenen mit dabei. Ich war dort oben und tauchte diesen Eimer dort hinein.

nahm ihn raus, so weit konnte ich mit dem Arm überhaupt nicht reichen, weil der Ballon, das war doch ein Waggon, da mußte ich diesen Eimer an der Seite runterrutschen lassen. Wir alle waren am Zittern vor Kälte, auf so einem Gleis, da ist es noch kälter. Es wurde stockfinster, wurde Nacht, Carlo, bis diese fünf Fässer voll waren; es waren solche große Fässer, und es dauerte eine Ewigkeit mit dem Eimer, und mindestens drei Viertel ging daneben!

Da kam einer der Jungens aus dem Haus, der wollte nach uns sehen. Den haben sie auch festgenommen, den Jungen. Ich ging zu diesem Offizier und hab ihm gesagt, der Junge, der wär krank. Der konnte etwas Deutsch, der Offizier. Der Junge hätte auch keinen Schal und nichts, der gehöre auch nicht zu uns, der ist ja noch zu jung. Der soll nach Hause gehen und sich nen Pullover anziehen, und einen Schal, dann kommt er wieder. Da ließ er ihn wieder laufen, der Junge wußte nun, wo wir sind, verstehst Du? Uns haben sie in ein Gefängnis gebracht, da waren noch mehr Gefangene.

Die Menschen dort waren anständig. Die sagten, hier haben wir zwei Zigeuner, die sind hier unschuldig drin — das waren ja Soldaten —, die haben nichts zu essen, und da gaben uns diese was zum Essen. Und morgens früh, Carlo, da wurde der Transport aufgestellt. Die Frauen und die kleinen Kinder, die standen ja dort, und der Offizier, der sahs doch, daß wir nicht dazugehörten, trotzdem nahm er uns mit. Der hatte einen Marschbefehl, mußte uns nach Gleiwitz bringen. Gut. Ich hatte überhaupt nichts bei mir, da durfte ich ihm seinen Koffer tragen, von dem Offizier und von einem Soldaten. Unterwegs machten wir Rast, das war so ungefähr nach 25 km. Jetzt war aber die Kaserne überfüllt. Da ging der Offizier hin, nahm ein Beil und, dort drüben stand eine Villa, hat die Tür eingeschlagen. Dort haben sie uns alle reingepfercht, verstehst, bis morgens. Morgens wieder raus, und da hab ich dem Offizier alles vorgebracht: „Ich gehöre nicht hier zu.“ Da sagt der zu mir, er muß mich hinbringen, muß dem Kommandanten Bescheid sagen, und dann sollte ich mit meinem Bruder mit ihm wieder zurückgehen. Weil — er sah ja die Kinder und die Frauen nicht! Aber dieser Offizier wurde in der Nacht abgelöst und es kam ein anderer, der wußte ja überhaupt von nichts! Das war ein Pech! Der Offizier hatte mich gekannt, der hatte auch die Kinder gesehen; aber der ihn abgelöst hat, der wußte von nichts, und der andere hatte es sehr wahrscheinlich vergessen, ihm zu sagen.

Nun war ich drin. Zuerst haben wir ja dann in der Kaserne geschlafen, mein Bruder und

noch so ungefähr 50 oder noch mehr Menschen waren in dem Raum da drin. Dann wurden von oben alle Spinde, alle Gepäckstände, alles Inventar, was in dieser Kaserne war, aus dem Fenster geworfen auf den Kasernenhof, und unten waren wieder andere, die das dann aufschichteten. War alles kaputt! Schubladen waren noch voll mit Schreibmaterial und alles mögliche. Ich hab da drin gesucht, da hab ich noch ne Packung Zigaretten gefunden, war prima, nich? Ja, dann gingen wir hin und her, hin und her, ja, was heißt das? Waren so ungefähr an die 35 oder 40 Tausend Menschen! Im Treppenflur, überall haben sie geschlafen. Aber da sagten die Deutschen: „Hier bleiben wir nicht lange. Die wollen nur mal feststellen, wie stark noch die deutsche Armee ist. Und dann können wir wieder nach Hause.“ Denen wurde auch gesagt, sie dürften sich für 8 oder 14 Tage Lebensmittel mitbringen. Da drin gabs nämlich nichts zu essen. Wir hatten gar nichts gehabt, verstehst Du, wir hatten gar nichts!

Ich war dann am Organisieren da drin, nicht? Da war so ne Kumpe mit Kartoffeln, und die wurde bewacht, aber ich kam ab und zu immer noch dran, verstehst Du? Und Holz war genug da, und wir haben uns auch dort mal 'n Feuerchen jemacht, paar Kartoffel rein, so hab ich mich mit meinem Bruder dort über Wasser gehalten. Da war denn einer, dem ich ne Zigarette gab, und der gab mir wieder ein Stück Brot dafür, das hab ich dann wieder mit meinem Bruder geteilt. Wir haben gehungert noch und noch, aber jetzt waren wir ja Hunger gewohnt, Carlo, vom Lager aus, nicht? Und da war 'n Stück Brot schon viel für uns, nicht? Konnte man mit leben. Der Mensch, der kann seinen Körper da drauf einstellen, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt, Carlo.

Meine Familienangehörigen und die Kinder und der andere Bruder, die hatten Angst gehabt, uns zu besuchen; die sind dann weitermarschiert, und wir blieben da drin. Ist ja verständlich, nicht? Da ließ ich mich zu einem Dolmetscher bringen. Sagte: „Ich gehöre nicht hierbei“, habe ihm alles erzählt, wie's ergangen ist, von wo ich herkomme, aus Köln und dies und alles. Dann hat der Dolmetscher mich vorgebracht zum Kommandanten. Er hatte, weiß jetzt nicht, Carlo, war es der linke Arm oder war der rechte Arm, also ein Armstumpf hat er gehabt, und an einem Gürtel trug er einen kleinen Browning. Der Dolmetscher hat ihm das alles erklärt. Der Lagerkommandant konnte auch etwas deutsch, nicht so ganz gut, aber man konnte ihn verstehen. Er frug mich: „Wo Du warst im Lager?“ Hab ich ihm gesagt: Lublin, Belçec, Tschenstochau und — all die Namen hab ich dort erwähnt, Radom, usw. Gut! „Wer Dich hat befreit?“ Gab ich ihm zur

Antwort: „Die russische Armee“. Gut. „Du Russen auch dankbar?“ Gab ich zur Antwort: „Sehr, Herr Kommandant, sehr!“ „Karascho! Wo Du bist jetzt?“ „Jetzt bin ich in Gleiwitz.“ „Was ist Gleiwitz?“ „Gleiwitz ist Stadt“, gab ich ihm zur Antwort. „Ne pani mais (also: ‚ich versteh nicht‘)“. Ja, da fing wieder er an: „Wer Dich hat befreit?“ „Russische Armee“. „Du Russen dankbar?“ „Sehr dankbar!“ „Wo Du bist jetzt?“ „Gleiwitz“. „Was ist Gleiwitz?“ „Gleiwitz ist Stadt“. Wurde immer böser, Carlo, weil ich gar nicht antwortete, was der gern hören wollte. Ich wußte auch nicht, was ich ihm sollte antworten. Wieder von vorn, Carlo, so machte er mit mir mindestens an die vier- oder fünfmal diese selben Sätze. Dann sagte ich zum Schluß nicht mehr Gleiwitz. „Wo Du bist jetzt?“ „Oberschlesien“. „Karascho, karascho, gut. Oberschlesien, Oberschlesien, Oberschlesien.“ „Was is Oberschlesien?“ „Ja, Oberschlesien is Oberschlesien!“ War schon wieder falsch, Carlo, weißt Du. Dann nachher sagte er mir: „Gleiwitz! Oberschlesien ist Deutschland, was ist?“, habe ich jesacht: „Deutschland“. „Warum Du nicht nach Rußland? Warum Du zurück nach Deutschland?“ Was soll ich jetzt machen? Habe ich gesacht: „Ja, Herr Kommandant, ich habe doch in Rußland keine Leute!“ Und da stand er auf, Carlo, mit der einen Hand gab er mir eine Ohrfeige, Carlo, das Trommelfell wär mir bald geplatzt. „Die Russen für Dich keine Leute?“ sagte er zu mir, aber in welchem Ton! Kann ich gar nicht nachahmen, Carlo, der blieb wie, wie so 'n Wolf, verstehst Du, so, so nervös, der hätte mich da umbringen können in dem Moment, wo ich gesagt habe: „In Rußland habe ich keine Leute“. „Du arbeiten bei Deitsch, Du arbeiten bei Russen. Raus!“ Und da griff er mit der einen Hand zur Pistole, dort, da war ich schnell raus! Wäre die in seiner Hand gewesen, da hätte er abgefeuert, so eine Wut hatte der, Carlo, so eine Wut, weil ich sagte: „In Rußland habe ich keine Leute“. Carlo, stell Dir vor, mein Gott!

Nun sagten aber die anderen Kollegen dort, die Deutschen: „Wir bleiben nicht mehr lange hier. Die wollen nur wissen, wie stark die Front noch ist. Und dann werden, können wir nach Hause gehn.“ Das passierte nicht. Dann warn mer da drin, Carlo, mehrere Wochen. Solange! Und dann kamen wir dort in Dnjepropetrowsk an. Nun kannst Dir aber diese Strecke nicht vorstellen, Carlo. Wir waren so ungefähr 40 Mann in einem Güterwaggon. Man konnte sich nicht rühren, aber es war gut, sonst wären wir erfroren. Der Wagen war zu, nur auf der einen Seite war ein Brett, eine Öffnung für, für Bedürfnisse. Und da war so ein kleiner Ritz, da konnte ich durch diese Spalte mit einem Auge was sehen, aber das wurde so

kalt, daß mir bald das Auge zufror. Wir fuhren immer tiefer nach Rußland hinein. Dann blieb die Maschine auf einer freien Geländestrecke stehn, und wir haben etwas Wasser bekommen. Das war denn so ein Pumpwerk. Die Soldaten, die da drin waren, die schrien nach Wasser, nichts zu trinken da drin; zu essen haben wir auch nichts bekommen außer dem, was wir noch hatten.

Und dann war in unserem Waggon einer gestorben, da hämmerten die Leute an die Tür, manche konnten Polnisch sehr gut, die Oberschlesier verstanden die Russen sehr gut. Da blieb mal wieder der Zug stehen auf freiem Gelände. Die haben gemeldet, daß ein Toter da drin ist, Carlo, da wurde die Tür aufgemacht, der Tote wurde einfach rausgeworfen, kullerte die Böschung runter, unten im Schnee, da war er weg, und der blieb da, da hat sich kein Mensch mehr drum gekümmert, die Tür wurde wieder zugemacht, der Riegel vor und es ging weiter — ja, soviel war ein Menschenleben wert! Gar nichts!

Dann kamen wir in Djepropetrowsk an. Wir waren im Anfang 1 500 Mann, die wurden in zwei Gruppen aufgeteilt. Eine Gruppe ging in eine Fabrik, das war eine ganz große Fabrik, eine Eisengießerei. Wir kamen in eine Brückenbauabteilung, Brücken wurden da zusammengeschnitten und geschweißt. Wenn die Teile fertig waren, haben wir die Reste vom Schweißen abgeschlagen mit einem Meißel, und da lagen die Spritzer von vor Jahren noch da. Davon hab ich nachher unten Löcher in den Schuhsohlen gehabt. Da gabs nix, womit ich das zumachen konnte. Nichts zu finden. Ich schaute mich überall um, ein Stück Leder oder sonst was, aber nichts war da? Nun sah ich dort zwei dicke Eisenstäbe, Carlo, die waren gekrümmt, und da war von einem Wasser-schlauch eine Manschette darum.

Ich nahm diese runter und machte sie auseinander, da war sie so breit wie die ganze Schuhsohle. Mensch, wat ist dat für ein Gutes! Kannste wunderbar drauf laufen! Jetzt muß ich aber noch eine haben! Da fasse ich den anderen Eisenstab hier mit dieser Hand an, und wie ich sie hochziehen wollte, da bleib ich kleben. War Strom drin! Bleib ich kleben. Menschenskinde! Die Russen, die waren von mir drei Meter, Carlo, die waren dort am Hämmern und am Nieten und Schweißen — ich hab sie nicht rufen können. Es kam kein Laut mehr raus, und ich hing da fest! Die Hand ging auch nicht auf, ich konnt auch nicht winken und gar nix machen, ich war doch bloß am Jappen, aber niemand konnte mich hören, keiner wußte, was mit mir los ist, und dann drückte das alles auch am Herz, als wenn da zwei Hände drin wären.

Ich dacht' mir noch: „So, jetzt ist Ende!“ und wurde ohnmächtig. Nachher lag ich dort auf einem Flachträger, und die Russen standen um mich herum, die hatten mich auch naß gemacht, mit Wasser. Dann kam ich wieder zu mir, nur der eine Arm, der schmerzte. Davon habe ich diese Narben, Carlo. Siehste, diese hat sich eingebrannt. Und die Wunde wollte nie heilen und war tief bis auf 'n Knochen, es dauerte monatelang, bis das verheilt war. Na schön, das war der Unfall!

Dann wurde dieses Lager aufgelöst, und wir kamen in ein anderes Lager. Auch dort war eine Eisengießerei, dort kam ich hinein. Alles mit der kaputten Hand, alles damit gegossen. Und der Mann, den ich bei mir hatte, ein Herr Räsgen, das war'n sehr kräftiger, der wurde auch immer schwächer und immer schwächer, und nachher ist er gestorben. Dann habe ich einen kleinen Mann hinzubekommen, der wußte von gar nix. Es war im Winter. Die Formen werden einen Tag vorher gemacht, dann zum Trocknen abgestellt; wenn großer Frost ist, zieht aber der Frost da hinein, und da muß man vorsichtig sein, langsam eingießen, langsam, aber immer durchgehend gießen, keine Pause machen, sonst gibts einen Schock. Das hab ich ihm gesagt. Und der arme Kerl, Hahn hieß der, Hahn aus Bayern, der arme Kerl hatte kein Lebensfeuer mehr gehabt, so kaputt war der. Und Carlo, er goß zu schnell, und da ist die Form explodiert. Ich flog in die Eisen hinein, in die Formen und all das Zeug, und dann kam dieses Feuerwerk von oben wieder runter, deswegen hab ich den ganzen Rücken voll Narben und hab mir das Bein verbrannt. Und dem armen Kerl, dem ist es in die Stiefel oben reingekommen, er hat sich auf 'n Boden herumgewälzt, und bis wir den Stiefel ausgezogen hatten, war das Bein total verbrannt. Er kam ins Krankenhaus, ich habe ihn nicht mehr gesehen. Ich weiß jetzt nicht, Carlo, kam er davon oder ist er gestorben.

Ich konnte dann nicht mehr arbeiten, ich hab auch noch 'n Malaria-Ausbruch bekommen. Im Sommer kamen wir mal mit mehreren Hundert Mann auf eine Kolchose und haben dort Kartoffeln geerntet. Da standen wir in einer Reihe von mehreren Hundert Mann, und das war ein Feld wie ein Meer und dann wurde uns gesagt, hier wachsen Kartoffeln. Wir sollten das Kraut rausreißen, damit die Kartoffelpflüge, die da durchfahren, die Kartoffeln finden. Und unten waren ganz dicke Kartoffeln. Das haben wir dann auch gemacht; wir blieben einige Tage auf dieser Kolchose. Wir schliefen im Freien unter einem Scheundach auf Stroh. Da gabs Moskitofliegen, wir waren ja südlich vom Schwarzen Meer, und im Sommer gab es dort an die 40 Grad Hitze. Die Malaria

brach bei mir aus, aber ich kam nicht ins Krankenhaus, sondern nur in die Verbandsstelle im Lager. Mein Gott, nun wurde einer aufgegriffen, der aus einem anderen Lager weggelaufen war. Der kam zu mir zum Gießen. Der war so groß wie ich, Carlo. Ein herzensguter Mensch! Unterschütz hieß der, Paul oder Stefan Unterschütz. Ein prima Kerl! Er war ja fremd, und ich wußte dort so ein bißchen Bescheid, da konnt ich mir schon mal was organisieren. Da waren auch alte Frauen, die gaben mir schon mal 'n bißchen Tabak, oder 'n bißchen Brot, son bißchen Kascha oder Maismehl, ja in der Eisengießerei war es schon möglich zu kochen, dann gab ich dem Unterschütz auch die Hälfte davon, vom Tabak usw., und da war er ganz freundlich. Der konnte Russisch schreiben und lesen, Carlo.

Also der Unterschütz wird jetzt Lagermeister. Lieber Carlo, kannst Du mal die Schlechtigkeit sehn, am liebsten hätt er mich umgebracht, ich weiß nicht, warum, ich hab ihm doch geholfen und hab mit ihm zusammen gearbeitet, der sagte auch noch zu mir: „Steinberger, wenn ich drankomm, weil ich Russisch kann, für Nachschlag und det alles, dafür Sorge ich!“

Jetzt hatt ich ja noch die Brandwunden, hab ich bis 40 Grad Fieber gehabt. Zeigte das meinem Gießmeister, der war aus dem Ural, ein kräftiger Mann, aber ein herzensguter Mensch. Hab ihm gesagt, daß ich krank bin. Da durfte ich zum Arzt. Ich erhielt eine Bescheinigung und durfte mich im Lager aufhalten. Ich hab die Decke genommen und mich damit zudeckt. War ja kaputt. Da kommt der Unterschütz rein, ich soll jetzt die Apparate nach der Fabrik tragen. Hab ich gesagt: „Herr Unterschütz, ich bin krank. Ich hab heute 40 Fieber gehabt, ich glaube, ich hab jetzt noch 39. Die andern, die solln dat doch machen“. „Ich fordere Sie auf, Sie müssen aufstehn, Sie Schlafmütze, Sie Faulenzer!“ Son Dreck hat er mir ins Gesicht geschleudert, Carlo. Da kam ein Offizier rein, dem hab ich gesagt: „Ja aber, ich kann doch nicht, das geht doch nicht, ich hab doch Fieber und bin doch heut auch von der Arbeit befreit worden!“ Carlo, tatsächlich kommt er und nimmt mich mit!

In diesem Lager war ein Karzer, ein Gefängnis; die Wände hinten und an der Seite waren aus Beton. Das Dach war aus Eisen und die Vorderfront auch aus Eisen. Da drin war ne kleine Tür. Im Sommer konnte man es da drin nicht aushalten, da gingste kaputt drin, Carlo! — und auch im Winter, wenn es draußen 20/30 Grad kalt war. Da nimmt er mich, Carlo, und ich geh mit. Ich dachte ja, die Bescheinigung, die hab ich ihm nicht gezeigt, ich dachte, er nimmt sie und vernichtet sie. Nun dacht ich, er

bringt mich zum Offizier wegen Gehorsamsverweigerung. Nein, aus sich selber heraus, das ist ein Sadist, geht er hin. Jetzt hat er ja auch keinen Schlüssel gehabt, denn wenn da keiner drin war, war auch kein Schloß drauf. Er geht hin, macht die Tür auf mit dem Draht und schubst mich da hinein und dreht den Draht vorne zu. Ich war da drin! Ohne daß es einer wußte. Ich war kaum drin, da fing mein Schädel an zu brummen vor Kälte, Carlo. Da war ein Sarg aus Blech, für die Toten. Den hab ich aufgemacht. Ich war der Meinung, da ist Stroh drin oder ne Decke. War aber nichts drin. Carlo, und dann hab ich geschlagen und geschrien. Drüben war ein Posten. Der hatte ein Stück Schiene, ein Eisen, der war auch am Hämmern, es kam aber keiner. Fing immer wieder an zu Poltern, nahm den Holzlatschen und hab auf diese Tür geschlagen und geschlagen; und wenn jetzt hier alles zusammenbricht, aber hier drin bin ich morgen tot. Es hörte mich aber niemand. Ich rannte immer gegen die Tür und schlug mit dem Holzschuh gegen den Draht von außen, so daß ich ihn bald fassen konnte und hab den Draht da aufgedreht; endlich war die Tür offen und ich ging raus.

Und drüben, da war son Pissoir, verstehste, ohne Dach oben. Und weil die nun immer diese sauren Suppen aßen, mußten die die ganze Nacht laufen. Da ging das hin und her wie die Ameisen. Der Posten hat mich gesehn, als ich da rausging, der hat mich aber nicht zum Stehen aufgefordert; der dachte vielleicht, der muß mall! Verstehst. Und ich war da zwischen denen und ging dann mit zurück. Ich nahm mir die Decke, wickelte die um mich herum, legte sie zweimal zusammen, nahm die Filzstiefel und zog sie an, und mummelte mich so ein, Carlo, verstehst Du, wie 'n Zweizentnermann, so dick war ich. Wenn der Unterschütz jetzt kommt und sperrt mich wieder ein, verstehst Du, dann leg ich mich schlafen da drin. Da sagten die andern noch: „Steinberger, Du wirst eingesperrt. Du kommst so leicht nicht mehr raus. Du bis da rausgegangen, und der hat Dich eingesperrt. Der hat zu sagen hier im Lager.“

Kam der Morgen, und er nimmt mich mit und bringt mich zum Offizier. Der Kompat war auch dort, und der konnte mich so gut leiden! Der sah mich doch immer draußen im Freien, wenn er Besuch abstattete in der Fabrik, wie ich mit dem Jesko, der gestorben ist, gearbeitet hab an den Maschinen, und da hat er seine Freud, und manchmal hat er mich gerufen und mir ne Zigarette gegeben, verstehst Du, das ist jetzt ein Mann, der hilft Rußland aufbauen, verstehst Du, und der konnt mich gut leiden. War immer am Lachen, wenn er mich gesehn

hat, 'n hohes Tier, große Auszeichnung, Nahkampfspange, der hatte hier oben drei oder vier Sterne gehabt. Dann hat er sich das alles angehört. Was ich denn dazu zu sagen hätte. Ich konnte ja schon Russisch. Deutsch konnt er ja auch. Hab gar nichts gesagt, nahm diesen Schein raus, dem mir der Arzt gegeben hatte. Und mein Meister vom Ural schaut sich der an, schaut ihn an, sagte: „Wieso kommen Sie denn und machen uns Vorschriften! Weß dieser Mann vom Arzt und von seinem Meister frei hat, wie können Sie den Mann dann einsperren?“ Hat ihn anjeschrien, anjeschrien noch und noch!

Ja, ich hab mich dann wieder hingelegt, hab nichts mehr gemacht, bis ich wieder zum Arzt mußte; ich hatte kein Fieber mehr, aber ein oder zwei Tage hab ich frei gehabt. Und da sah ich, Carlo, zwei Männer von der NKWD kommen, die haben den Herrn Unterschütz genommen zum Verhör. Und dann sah ich, Carlo, von der Baracke aus durchs Fenster, daß sie ihm die Jacke auszogen, Carlo, und ihn dort eingesperrt haben in diesen Bunker, wo ich drin war! Da haben sie ihn eingesperrt. Und als er morgens raus kam, Carlo, da war er blau, so verfroren. Und da mußte er es zugeben. Er war bei der SS, Scharführer muß er gewesen sein, das haben die alles ausgeforscht durch diese Quälerei, durch diesen Frost hat er es zugeben müssen. Da kam er ins Lager III. Als wir entlassen wurden, mußte er noch drei Jahre dort bleiben.

Dann kam ich noch in eine andere Eisengießerei, nach Kaganowitsch. Dort habe ich bis 1948 gearbeitet, Carlo. Einmal kam ich hunds-müde ins Lager zurück von der Arbeit, habe mich auf die Matratze hingelegt, da kommt ein Russe rein, ein Posten. „Dawai!“ Und mußten alle aufstehen. Da hab ich dem Posten gesagt: „Ich komm grad von der Arbeit“. Ich soll ruhig sein, sagt er, ich soll mitkommen. Und dann bin ich bei der Arbeit zusammengebrochen. Die dachten, ich will nicht mehr. Und dann kam der eine Posten mit ner Latte und schlug auf mich ein, als ob ich ein Tier wär. Sie haben mich halbtot geschlagen, Carlo. Und dann kam ich dort auch wieder in das Gefängnis. Dort lag ich, wußte von nichts mehr.

Am anderen Tag war wieder die Entlassung, alle 14 Tage, und die Kameraden haben mich mitgenommen. Konnt kaum noch laufen. Dort kam ich an der Verbandsstelle vorbei, da hat die Ärztin mich gerufen, und dann ham se festgestellt, ich bin schwerkrank! Und übermüdet und erschöpft. Und dann kam ich endlich ins Krankenhaus, Carlo. Dort war ein Professor, der konnte Deutsch. Der war aber noch niemals in Deutschland, und der saß manchmal

bei mir am Bett und ich mußte erzählen, und er gab Antwort und frug immer, ob er Fehler macht. Der ordnete an, ich soll ein Stück Weißbrot bekommen und anstatt einen Löffel Zucker zwei Löffel Zucker. Das geschah aber immer nur dann, wenn er da war! Wenn er nicht da war, hab ich auch dieses Schwarzbrot bekommen.

Dann ging ich ein bißchen spazieren in diesem Gelände. Da beobachtete ich, daß aus einer Mauer dort, vor diesem Krankenhaus, daß da Menschen herkommen! Ein Fußweg! Da hab ich beobachtet 'n kleines Mädchen mit 'n Korb, das kam mit einer Frau mit 'n Kind, und die hatten einen Eimer. Dann kam wieder jemand, der hatte auch was gehabt. Und dann sah ich da ein Loch! Ich ging auch dort hinaus, hatte aber die Kleider angehabt vom Krankenhaus, bin zu den Leuten hin und bettelte! Carlo, ich bekam dann von den Leuten Brot, Äpfel und Tomaten und alles mögliche. Die sagten, ich sollte immer kommen. Carlo, ich hab manchmal Bauchschmerzen gehabt, so viel hab ich runtergeschluckt. Hunger!

Der Professor sagte zu mir: „Steinberger, Sie müssen immer viel spazierengehen! Dann werden Sie wieder stark, Steinberger!“ Der wußte ganz genau, was ich tat, ich kam ja auch immer wieder zurück! Dann habe ich zu ihm gesagt: „Herr Professor, kann ich denn nicht hier bleiben, hier im Krankenhaus? Ich kann doch hier auch den Kranken helfen, irgendwie saubermachen. Vielleicht in der Küche, vielleicht Kartoffeln schälen. Beschäftigung gibts doch, nicht? Ich bin doch Musiker von Beruf; ich möchte nicht mehr in die Eisengießerei!“ Sagt er: „Läßt sich machen!“ Und dann kam ich dann zu einer Transportfirma. Carlo, das war ne schöne Arbeit. Die Wagen faßten so ungefähr 3¹/₂ Tonnen. Wir fuhren zum Flughafen, zum Hafen von Dnjepropetrowsk und entluden dort Rundeisen, Kanteisen, Roheisen aus den Fabriken, und alles mögliche. Da fuhren wir auch nach Saboroschik, das war so ungefähr eine Tagesreise. Einmal hin und einmal zurück, war Feierabend! Und 3¹/₂ Tonnen laden, das geht ja immer! Und bei dieser Arbeit konnte ich mir dann auch etwas organisieren! Auf dem Güterbahnhof wurden auch Gemüse und Kartoffeln entladen, zwischen den Gleisen lagen die Kartoffeln, die konnt man sich schon mal in die Taschen stecken, die Russen sagten ja nix, und man konnt mal 'n Stück Brot organisieren. Die Kartoffeln konnte man bei uns im Lager kochen, da war ja 'n Ofen drin. Dort hätt ich es aushalten können.

Im Jahre 49 oder Anfang 50, da mußten wir, Carlo, das ganze Lager saubermachen, schmücken, usw., die Schuhe wurden gelackt

und poliert, die Haare wurden geschnitten, Bretter wurde angeschafft, Kanthölzer, da waren Facharbeiter und Leute von allen Branchen, und die haben dort das ganze Lager instand gebracht. Und dann kam der Tag, da kam der Max Reimann zu uns ins Lager und ein höherer Offizier. Ein Rednerpult mit Mikrofon war aufgestellt worden. Wir saßen alle auf diesen selbstgezimmernten Bänken, und da wurden Bilder aufgestellt von Marx und Lenin und Stalin, so groß wie Häuserwände, so groß! Und dann sprach er zu uns: „Kameraden, ich bin Deutscher wie Ihr es seid, und ich bringe Euch eine frohe Botschaft! Einen Erlaß vom großen Stalin! Ihr seid jetzt von nun an alle freie Menschen! Ihr müßt aber noch Geduld haben. Es sind sehr viele, die nach Hause fahren, das Jahr 1950 schreiben wir nicht mehr voll durch! Es sind sehr viele, und wenn diese Züge hier in Dnjepropetrowsk eintreffen, werden Eure Wagen angehängt und ab geht es Richtung Heimat! Wer hierbleiben möchte und will, der wird als politischer Bürger anerkannt und hat die gleichen Rechte! Die SS-Leute bleiben noch drei Jahre hier, im Lager III.“ Und da ham mer vor Freude geweint! Da gab's ein Essen, Carlo! Da gab's Brot und gab Original-Militärverpflegung, Eintopf mit Büchsenkonserven, mit Fleisch, konnst soviel essen, soviel wie Du wolltest. Brot, keine Stücke mehr, halbe, nich, ham se uns jebracht zum Essen. „Und wer jetzt noch arbeiten möchte,“ sagte der Max Reimann, „der verdient wie ein Russe! Man weiß ja nicht, wie lange es noch dauert. Ob Ihr jetzt nun hier im Lager bleibt oder noch etwas arbeiten geht. Wer will, natürlich! Frei seid Ihr! Ihr müßt es nicht!“

Da dachte ich mir, wie lange wird es noch dauern? Ich war ja noch 'n bißchen jetzt bei Kräften, weil ich bei der Transportfirma war, dacht ich: „Geh noch 'n bißchen arbeiten, dann kannst Dir ja unterwegs noch was kaufen!“ Und dann ging ich noch ein paar Wochen arbeiten, Carlo. Ich bekam so ungefähr 250 Rubel. Mit 20 Rubel hast 'n Brot kaufen können.

Beim Abmarsch wurden wir nochmal gesiebt auf diesem Lagerplatz. Die bauten dort zwei Tischchen auf, in der Mitte war so viel Raum, daß man da durchgehen konnte. Links und rechts saß jemand, ein hoher Offizier auf der einen, auf der anderen Seite saß ein Arzt. Und da mußte man den Oberkörper freimachen und die Hände auf den Kopf legen und da durchgehn, und die schauten unter die Arme. Ich war der Meinung, die suchen Filzläuse, Carlo. Die suchten aber etwas anderes. Die suchten nach Tätowierungen, nach Nummern, bei mir fanden sie aber nichts! Aber ich war trotzdem verdächtig wegen meiner Größe.

Alle anderen standen auf, und marsch, die gingen raus mit Gesang. Die gingen jetzt zum Bahnhof, dort standen die Waggons zum Abfahren. Und ich stand hier mit noch einem Ingenieur. Da kamen zwei Soldaten mit einem höheren Rang, die nahmen den Ingenieur mit und der Posten nahm mich mit nach vorn in die Wache. Jetzt hab ich mir überlegt: „Der Zug, der fährt, und für mich alleine machen sie keinen Transport. Für was muß ich eigentlich hier sein?“ Ja, und das wußt ich nicht und der Posten, der wußte das auch nicht. Und da kam dann ein Offizier, ich bin aufgestanden, stramm gestanden und hab zu ihm jesacht: „Wat ist das für ein Kultur, was Ihr habt? Mich behalt Ihr hier nicht, ich bin doch Zigeuner, ich gehör doch, von Anfang an gehörte ich nicht hierher!“ Mir war doch jetzt alles gleich, was die machen, dann solln se mich erschießen, ich bleib doch nicht in Rußland! Oder in das Lager III, da geh ich doch nicht hin. Natürlich war der Offizier sehr beleidigt, der wollte mich ins Gesicht schlagen! Da sagt er zu mir: „Politschi!“ Das heißt: „Warten!“ Und dann ging der weg. Der Posten gab mir etwas Tabak, gab mir etwas Zeitung, rauchte — eine ganze Stunde, Carlo! Jetzt war ich am Phantasieren: Ist der Zug schon weg? Für mich alleine machen sie doch keinen Transport! Jetzt bleib ich hier in Rußland, aber die solln mich hier nicht lebend haben! Arbeiten tu ich nix mehr!

Schluß! Und dann kam einer! Der war im Range eines Majors, Carlo, ein ganz hagerer, großer Mann! Der kommt dort rein, da ruft der Posten dort, ich soll aufstehn, und ich stand! Fing der an, mit mir zu sprechen, ich verstand ihn nicht, Carlo, es war nicht Russisch, es war nicht Deutsch. Kam nicht mehr dahinter! Und in Wirklichkeit sprach er mit mir die Zigeunersprache. Damit hatte ich nicht gerechnet, all die Jahre hab ich überhaupt nicht meine Sprache gesprochen! Carlo! Und dann sagte er zu mir: „Halrom, rakan“, das heißt: „Wenn Du ein Zigeuner bist, dann sprich!“ Ja, das ist was anderes, und da fing ich an. Na, da waren wir gleich per Du. Da hab ich ihm alles erzählt in meiner Muttersprache. Wie ich hierher gekommen bin, daß ich unschuldig bin und all dieses und jenes. Und da hat er zu dem Offizier gesagt, zu dem Kommandanten vom Lager: „Was hier gemacht worden ist, das ist großes Unrecht! Den hätte man überhaupt nicht mitnehmen dürfen!“ Sagte der Major zu mir: „Aber jetzt fährst Du nach Hause. Wenn ich gewußt hätte, daß Du hier drin bist, hätt ich Dich längst rausgeholt, aber das wußte ich nicht“.

Ja, und dann gingen wir, kamen am Bahnhof an, da war der Zug noch da! Der Zug war noch zwei Tage dort, Carlo! Bis die Lokomotive kam,

verstehst Du? Auf dem toten Gleis! Und alle Türen und Fenster waren auf, ich saß draußen mit ihm, dem Major, auf dem Bauholz, was schön warm! Da saßen wir beide. Ich mit dem hohen Offizier. Wieso war das alles möglich? Wieso hat man hier nicht nachgeforscht? Nun, warum man mich solange festgehalten hat, Carlo, das war auch aus dem Grund, daß wir nämlich einen deutschen Namen haben, Fritz Peter Steinberger. Die Russen nannten die Deutschen „Fritzi“. Wir nennen sie „Iwan“. So ein Wort, das beweist, daß Du ein Deutscher bist. Das war der Fehler! Und dann durfte ja jeder auch mal nach Hause schreiben. Wenn es auch ein Jahr gedauert hat, aber Antwort haben sie bekommen. Aber ich konnte ja nicht schreiben, weil ich keine Familienangehörigen draußen hatte, denen ich hätt schreiben können. Die kamen ja mit mir alle in das Konzentrationslager! Ich wußt ja überhaupt nicht, ob noch einer lebt! Und jetzt waren die der Meinung: Man hat ihn angetroffen, er hat keine Ausweispapiere bei sich gehabt, in Glewitz, keinen Entlassungsschein, gar nichts! Keinen Fetzen Papier, nicht, und in Zivil! Jetzt hielten die Russen uns beide, meinen Bruder und ich, für ehemalige SS-Leute, weil wir so groß waren. Deswegen suchten die auch immer unter unseren Armen, was wir sind! Und schreiben tat ich auch nicht: Und bei uns war keine Post vorhanden und gar nix, Carlo, das sind die ganz Schlimmen! Ja, deswegen hielten sie mich als letzten mit dem Ingenieur zurück.

Ich durft dann endlich auch fahren, und so kam ich bis Frankfurt an der Oder. Dort bekam ich 50 Mark, und da wurde Propaganda gemacht: „Wenn die nochmal zu Euch sagen, Ihr sollt Gewehre in die Hand nehmen, dann schmeißt die Gewehre weg, oder gebt die Gewehre ihnen, die sollen selber kämpfen“, und son Zeug. Da war ein Magazin, und mit diesen 50 Mark, da wollt ich mir 'n Paar Strümpfe kaufen, ich hab die ganze Zeit in Rußland keine Strümpfe gesehn. Sagte das Mädchen zu mir: „Wo fahren Sie denn hin?“ „Ja, ich fahre nach Westdeutschland, nach Köln“. Sagte sie: „Kaufen Sie nicht, die sind hier zu teuer. Dort wo Sie hinkommen, kostet son Paar drei Mark, und hier kosten sie 20 oder 25 Mark. Kaufen Sie sich lieber etwas Brot dafür. Oder sonstwas, was Sie für notwendiger halten“. Dachte ich, ich bin Dir dankbar, hab ich mir nur Fisch gekauft und Tabak und so was. Dann kam ich aber nach Friedland-Göttingen, da bekam ich auch 50 Mark, Carlo. Da wurden wir empfangen mit Blasmusik, das Rote Kreuz, und da gabs Kakao, gabs belegte Brötchen und gabs dies und das, alles konnte man dort kaufen.

Endlich kam ich dann in Köln an. Es war abends. Und als erste traf ich die Klara, und dann schrie die! Wir waren da schon wieder auf demselben Platz, in Bickendorf. Auf diesem Platz standen wieder welche mit Wagen, manche in Wohnbaracken, manche in Omnibuskarosserien. Wohnungen gabs ja damals sowieso keine in Köln. Und ich hatte kein Obdach und gar nix, ich schlief unter dem Wagen, hab mich zugehängt mit Decken, erbärmlich und sehr elendiglich. Und dann bekam ich von meinem Bruder — der kam dann an, der Bruder, den ich damals nicht verraten habe — eine Geige geschenkt. Mit dieser Geige hab ich dann eine kleine Kapelle wieder gegrün-

det, eine Geige, ein Kontrabaß und zwei Gitarren, und da gingen wir so durch die kleinen Lokale, und einer ging mit dem Teller rund, und da gabs schon mal 'n paar Groschen. Hatte man wenigstens etwas für Kaffee zu kochen und dergleichen für 'n Augenblick.

Und so hat sich die Lage allmählich verbessert, und gings bergauf; dann habe ich auch etwas Haftentschädigung bekommen, das waren so ungefähr 8 000 Mark, davon hab ich mir 'n Wohnwagen gekauft. Hab dann ein Mädchen kennengelernt, meine heutige Frau, die Am-schla. Zwei Söhne haben wir — ja, Carlo, das also war mein Lebenslauf.

Karl Jokisch: Zigeuner — Fremdgebliebene unter uns

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12/81, S. 3—17

Die Zigeuner leben als eine verdrängte, oft verfolgte Minderheit auch in der Bundesrepublik Deutschland. Obgleich sie in furchtbarer Weise im Dritten Reich gelitten haben, wurden sie nach Kriegsende erneut Opfer eines Stigmatisierungsprozesses. Diese Situation trifft z. T. auch auf die Zigeuner jenseits des Eisernen Vorhangs und in der Neuen Welt zu. Für den Nicht-Zigeuner ist es nicht leicht, Zugang zum Leben und Denken zigeunerischer Ethnien zu finden. Um Vorurteile abzubauen, bedarf es einmal einer inneren Zuwendung, zum anderen fehlt es an notwendigen Informationen. Der historische Ursprung der Zigeuner liegt im Dunkel, aber sprachwissenschaftliche, vergleichende Untersuchungen lassen den Schluß zu, daß Indien ihre ursprüngliche Heimat gewesen ist. Von dort aus sind sie bereits vor dem Jahr 1000 in mehreren Schüben aufgebrochen, um nomadisierend zu leben. Man kann heute nicht von einem einheitlichen Zigeunervolk sprechen, sondern es handelt sich um eine Vielzahl zigeunerischer Ethnien, die fast über die ganze Welt verstreut leben und an Intensität verschieden intensive Akkulturationsprozesse durchlaufen haben. Es stellt sich die Frage nach einer eigenen Kultur der Zigeuner. Sie weist sich u. a. durch das Vorhandensein einer eigenen, nur mündlichen Sprache in Gestalt verschiedener Dialekte aus, deren Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachgewiesen ist. In der Konfrontation mit den europäisch-abendländischen Kulturen ergibt sich die Forderung nach einer Verschriftung des Romanes. Dabei besteht die Gefahr eines Identitätsverlustes.

Das alltägliche Leben der Zigeuner wird einmal von einem eigenen Tabu- und Wertsystem geleitet, zum anderen sind ursprüngliche religiöse Vorstellungen eine schwer zu analysierende Verbindung mit den Religionen der „Wirtsvölker“ eingegangen. Die soziale Lage der Zigeuner ist meist durch Armut und Mangel an sozialem Ansehen bestimmt. In der Nachkriegszeit wurden in den meisten europäischen Ländern verstärkte Integrationsversuche mit zigeunerischen Ethnien unternommen, die jedoch oft entweder zur völligen Assimilierung oder zur Rückkehr in die Isolation geführt haben. Zwei Modelle in der Bundesrepublik, die eine Integration anstreben, jedoch einen Identitätsverlust vermeiden sollen, werden zum Schluß vorgestellt.

Das Leben des Herrn Steinberger

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12/81, S. 18—31

Der Zigeuner Lila Steinberger stammt aus einer Musiker- und Artistenfamilie. Er wurde in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft mit seiner Familie verschleppt und entging nur knapp dem Tod. Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände wurde er von den Sowjets gefangengenommen und erst 1950 entlassen. Heute lebt er mit seiner Familie wieder in Köln. In dem vorliegenden Beitrag schildert er sein Schicksal.